



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

N^o. 21.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die „Donna Anna“.

Roman
von
Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Dreißigstes Kapitel.

Der Kapitän van Heeren bewohnte im Polizeigewahrsam ein kleines, mit alten, häßlichen, schweren Eichenmöbeln ausgestattetes Zimmer, dessen stark vergittertes Fenster aber eine für den Kapitän interessante Aussicht bot. Man blickte zwischen den Gitterstäben über eine Reihe niedriger Hausdächer fort auf eine Anzahl von Schiffswimpeln und Mastenspitzen, was dem Kapitän in seinen Mußestunden viel Unterhaltung gewährte.

So seltsam es scheinen möchte, der Kapitän hatte nicht viel unbeschäftigte Zeit im Gefängnis, er war überhaupt der Mann, der das Müßiggehen nicht vertrug.

Van Heeren hatte seine Schiffsrechnungen sich mitgenommen, wo er viel Beschäftigung fand, dann betrieb er mit Eifer seine Klage gegen die Versicherungsgesellschaft und ferner arbeitete er an den Dispositionen, die er zur Vertheidigung der Anklage wegen Ueberschreitung der Nothwehr, welche man gegen ihn anhängig gemacht, und die auch gleich hier am Hauptgericht des Landes verhandelt werden sollte, brauchte.

Er hatte es mit Entschiedenheit abgelehnt, einen Vertheidiger zu nehmen, und protestirte gegen einen Staatsvertheidiger. „Die Sache ist klar,“ antwortete er auf alle Verstellungen, die man ihm beschwugen machte. „Ich werde dem Staatsanwalt zu antworten wissen und bedarf keiner künstlichen Vertheidigung, diese Rechtsverdreher machen alle Fälle, die sie unter ihre Hände bekommen, nur schlimmer; die Sache ist einfach, liegt jedem vernünftigen Menschen klar zu Tage und braucht nicht so oder so ausgelegt zu werden. Ich halte diese Untersuchungsform nur für eine vom Gesetz gebotene Form.“

In einer andern Ange-

legenheit war jedoch van Heeren weniger mit sich im Reinen und nicht so zuversichtlich. Das war jene Zeugnisaussage gegen Paul Sivers wegen Brandstiftung. Er empfand für den jungen Mann, — trotzdem Blomlist gesagt, er sei sein Sohn — und dieser Mann log nie, davon war van Heeren überzeugt, — nicht sehr viel, — dennoch widerstrebte etwas in seinem Innern, diesen Menschen durch seine Aussagen auf zwanzig Jahre in's Zuchthaus zu bringen. Andererseits war die Aufrechthaltung dieser Anklage und die

Uebersführung des Paul Sivers nöthig, damit er die Versicherungssumme erhalte.

Der Kapitän sann viel hierüber nach. „Ich kann mir eigentlich mit Recht vorstellen, ich hätte absolut gar keine weiteren Beziehungen zu diesem Menschen,“ grübelte van Heeren, „seit zwanzig Jahren weiß ich nichts von ihm, seit zwanzig Jahren gilt er für todt auch für mich, weshalb soll ich mir jetzt durch ihn all' meine Pläne stören lassen, die mich vor dem sonst unvermeidlichen Bankerott retten.“

Zudem ist er noch der Sohn jenes Weibes, das mich durch ihre Taubenliebe vor Langeweile fast tödtete.“ Der Kapitän schaute starr zum Fenster hinaus. „Sie lebt also noch und wenn die Sache nicht verjährt wäre, könnte das noch eine Anklage abgeben. Sie war brav und gut,“ sann der Kapitän weiter, „aber weshalb auch so verzeufelt gefühlsam, ich wäre heute noch bei ihr und hätte nicht so verrückt spekulirt, wenn sie mich nicht durch ihre dumme Eifersucht und ihre steten Thränen von sich getrieben hätte. Ein Weib, das weint, ist mir ein so greulicher Anblick wie eine Dachtraufe, die mir auf den Kopf schüttet. — Und jetzt da ihr Sohn! Deshalb kam mir der Mensch so bekannt vor, als ich ihn das erste Mal erblickte. — Hätte ich mich nur damals gleich erinnert, wem er ähnlich sah, so würde ich jetzt nicht in dieser verzwickten Lage sein. . . . Ich mag ihn nicht in's Zuchthaus bringen,“ rief der Kapitän, mit dem Fuß aufstampfend. „Ich brauche auch nicht gegen ihn zu zeugen, wenn ich ihn als meinen Sohn anerkenne, aber die Gesellschaft wird Beweise verlangen, sie wird von Neuem untersuchen, wieso das Schiff in Brand gerieth. Es wird, wenn jener Mensch nicht als Urheber dasteht, die Aufmerksamkeit der Matrosen in anderer Richtung auf die Sache gelenkt werden. Es könnte ihnen dann Manches einfallen, und zuletzt bliebe ich in der Falle sitzen.“

„Es handelt sich hier um meine Existenz,“ sann der Kapitän weiter. — „Aber ich kann den Menschen nicht in's Zuchthaus bringen, ich kann's nicht, ich kann's nicht!“ rief er so laut, daß er sich erschreckt umsah.

„Wenn er damals ertrunken wäre,“ fuhr er in seinem Sinnen fort, — „nun, dann würde Alles vorbei sein, —“



Der Gänsemarkt in Krasau. Nach dem Gemälde von A. Schön. (S. 242.)

doch jetzt lebt er und ich will ihn nicht als Brandstifter anklagen und überführt sehen" — und der Kapitän blickte wieder lange starr auf die Schiffswipfel. „Ich will meine Aussage so unbestimmt halten, daß seine Schuld zweifelhaft bleibt.“ Kam jetzt der Kapitän zum Entschluß — „dann wird der Brand von Neuem untersucht werden und dann tritt jene Gefahr ein,“ warf er sich dagegen ein, er ballte die Fäuste und kniff die schmalen Lippen wild zusammen. „Es ist eine wahnsinnig tolle Geschichte“, murmelte er, „aber die Gesellschaft soll und muß mir das Geld geben,“ und wieder startete der Kapitän mit den kurzen Beinen gespreizt, wie auf dem Schiff dastehend, unheimlich, bewegungslos durch sein vergittertes Fenster auf die ferneren bunten Wipfel.

Herr Blomkist befand sich bei Herrn Ottomar Snider und Herr Snider zeigte sich wenig heiter. „Sie wollen durchaus jenen Buiten als Dieb haben,“ sprach der Chef des Hauses zu dem Detektive, „und ich soll Ihnen Anhaltspunkte dafür geben, die ich nicht habe.“

„Ich frage Sie nur,“ verantwortete sich Herr Blomkist, „welches Gehalt der Mann von Ihnen bezieht, und ob er große Nebeneinkünfte in Ihrem Geschäft oder indirekte durch dasselbe haben kann?“

„Der Mann bezieht, wie meine ersten Arbeiter, fünf Gulden per Tag, andere Einkünfte hat er keine hier,“ — lautete Herrn Snider's unwillig gegebene Auskunft. „Und wenn meine Leute es nicht wissen, wie soll ich mich erinnern, ob die Schornsteinfeger gerade zu jener Zeit im Haus waren?“ fügte Herr Snider gelangweilt hinzu. „Weiß es denn der Meister nicht?“

„Er hat nicht eingetragen, ob an diesem Tage, — er notirt nur die Woche der Strafe.“

„Weßhalb erkundigen Sie sich denn so unausgesetzt nach dem Schornsteinfeger?“ warf Herr Snider ein.

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Snider,“ antwortete Blomkist.

„Ich untersuchte gestern nach Feierabend noch einmal genau mit der Lupe den Kasten des Arbeiters, jenes Buiten, und entdeckte Spuren von darauf festgewaschenem Schornsteinruß unten außen am Boden des Kastens.“

„Der Ruß kann ja angeflogen sein,“ meinte Herr Snider.

„Das dachte ich zuerst auch, ich prüfte darauf hin dann den Kasten mit einer chemischen Flüssigkeit, die ich vorsichtig aufgoß, und es zeigte sich deutlich das Bild einer ruhigen Hand, demnach hat Jemand mit ruhigen Fingern den Kasten von unten angefaßt, wie um ihn aufzuschieben. Das Handbild habe ich photographiren lassen. Es ist eine große und weiche Hand, hier ist das Bild.“

Herr Blomkist reichte es dem Chef. Herr Snider sah es an. „Solche Hände haben die meisten meiner Arbeiter, es paßt beinahe auf meine,“ äußerte er sich darauf.

„Die Hand ist ungewöhnlich breit und kurz,“ entgegnete Herr Blomkist, „und jener Jan Buiten hat solch eine Hand.“

„Paul Sivers hat lange, schmale, feine Hände mit sehr spitzen Fingern,“ fuhr der Beamte fort. „Solche Hände können jedoch auch noch andere Menschen haben. Nur, daß dieser Handabdruck ruhig war, ist für mich jetzt von Werth und deshalb möchte ich über die Schornsteinfeger etwas wissen,“ schloß Herr Blomkist.

Fräulein Snider trat in das Zimmer und begrüßte in hohem Grade freundlich und gnädig Herrn Blomkist. „Mein werthes Fräulein,“ nahm jetzt der Beamte das Wort, „ich bespreche hier eben eine häusliche Angelegenheit mit Ihrem Herrn Vater, möglicherweise können Sie uns darin beistehen. Erinnern Sie sich vielleicht, Fräulein, ob an dem Tage, als der Diebstahl geschah, Schornsteinfeger im Hause gewesen sind?“

„Ich weiß genau, daß sie da waren,“ antwortete Dortchen, „denn es kam einer später noch einmal zurück, weil er eine Klappe im Schornstein zumachen vergessen hatte, und stieg durch die Küche in den Schornstein. Ich sah ihn nach einer Viertelstunde etwa das Haus wieder verlassen.“

„War der Mann groß, Fräulein?“ forschte Herr Blomkist.

„Nein, breit und kurz, ich weiß noch, daß ich mich wunderte, wie er durch den engen Schornstein läme.“

„Jetzt bin ich genügend unterrichtet, meine Herrschaften,“ sprach Herr Blomkist etwas hastig für seine sonst so ruhige Art, nach seinem Hut greifend, „jetzt werden wir den Diamantendieb bald haben.“

Dortchens Augen leuchteten und sie sah mit wahrer Begeisterung auf Herrn Blomkist.

„Also glauben Sie wirklich nicht, daß jener Sivers den Stein genommen hat?“ fragte Herr Snider sehr nachdenklich.

„Der in keinem Fall, davon ist gar nicht mehr zu reden, die Sache eilt, meine Herrschaften, gestatten Sie demnach, daß ich mich zurückziehe, morgen werden Sie wissen, wer der Dieb ist, ich empfehle mich, werthes Fräulein, empfehle mich, Herr Snider,“ und Herr Blomkist eilte fort.

Neben dem Hause traf er seinen Assistenten, der dort auf ihn wartete.

„Der Mann wird doch nicht aus den Augen gelassen?“ fragte Herr Blomkist diesen.

„Nein, es sind vier Mann jetzt beordert.“

„Bitte, lassen Sie bei dem Schornsteinfeger Bungen alle jene Gesellen und Arbeiter um fünf Uhr Nachmittag sich einfänden, welche im Hause Snider am ersten Juli zu thun gehabt haben, und fragen Sie, ob irgend einer von ihnen noch einmal nach dem Hause Snider zurückkehrte,

um eine im Schornstein offen gebliebene Klappe zu schließen, und bringen Sie mir dann Nachricht. Nachdem Herr Blomkist diese Anordnung erteilt, begab er sich in ein der Snider'schen Fabrik jenseits des Kanals gegenüber liegendes Haus, wo im fünften Stock ein Schneider wohnte.

Er traf den alten Meister mit gekreuzten Beinen auf dem Tisch an seiner Dachlute sitzend.

„Mein Herr Meister,“ entschuldigte sich der Beamte höflich, „ich will Sie nicht lange stören. Ich bin Beamter. Nur eine Frage. Bitte, behalten Sie Platz!“ fuhr Herr Blomkist liebenswürdig fort. „Aus Ihrem Fenster übersehen Sie das Dach des Snider'schen Hauses ja herrlich. Als zuletzt die Schornsteinfeger drüben waren, haben Sie da etwas Auffälliges wahrgenommen?“

Der Schneider lachte. „Ja, es dünkte mich kurios. Einer der schwarzen Bursche setzte sich an dem Schornstein nieder, zog eine Bürste aus seinem Beutel und bürstete sich gründlich ab, ich mußte herzlich lachen, denn der Bursche hatte ja seinen Weg zurück wieder durch den Schornstein anzutreten gehabt und wird, wenn er so eitel ist, den ganzen Weg, hin und her, zu büirsten haben,“ gab der fröhliche Mann zur Antwort.

Herr Blomkist ließ den reißeligen Alten ruhig aussprechen. „Und nachdem er sich abgebürstet, ging er in den Schornstein zurück?“

„Nein, er sah herüber, und als er mich erblickte, nickte er mir zu und zog etwas aus der Tasche und fing an zu essen, so sah es aus, da erinnerte ich mich, daß es Ein Uhr sei, und ging in meine Küche, um mein Mittagbrod zu tochen.“

„Und wie Sie zurückkehrten, sahen Sie von dem Schornsteinfeger nichts mehr?“

„Nichts, Herr!“

„Blieben Sie lange in der Küche?“ erkundigte sich Herr Blomkist.

„Etwa eine halbe Stunde.“

„Jetzt danke ich Ihnen, mein lieber Meister,“ sprach Herr Blomkist freundlich. „Hier etwas für Ihre Zeitverschwendung,“ und er reichte ihm einen halben Gulden.

„Bitte, keine Ursache,“ stotterte der Meister.

„Nehmen Sie nur,“ ermunterte Herr Blomkist, „und behalten Sie im Gedächtniß, was Sie gesehen haben. Sie werden vielleicht noch einmal danach gefragt werden.“

Um Sechs erschien pünktlich der Assistent im Bureau seines Chefs.

„Ich bin bei Bungen gewesen,“ meldete er amtlich.

„Sie haben Alle beisammen getroffen?“ fragte Herr Blomkist.

„Ja,“ lautete die Antwort, „ich erkundigte mich genau. Keiner von ihnen hatte Ursache, in das Haus Snider zurückzukehren, und keiner ist dahin noch einmal zurückgegangen, in dem Schornstein befinden sich nur Klappen, die von außen im Keller und von den Bodenräumen aus geöffnet werden müssen. Sie hätten dazu gar nicht nöthig gehabt, in den Schornstein zu gehen.“

„So ist Alles in Ordnung,“ sagte Herr Blomkist, „nehmen Sie sechs Mann und einen Wagen, gehen Sie nach dem Kollsteg Nr. 3 und verhaften Sie Jan Buiten, der um Sieben nach Hause kommen wird, er ist verheirathet, darum Vorsicht, halten Sie Frau und Kinder fern und untersuchen Sie die Schränke und sonstigen Gefasse, die Ihnen von Bedeutung scheinen. Sie berichten mir heute Abend wohl darüber noch in meiner Wohnung,“ damit schloß Herr Blomkist für heute seine Bureaustunden.

Am nächsten Morgen befand sich Herr Blomkist zu ungewöhnlich früher Stunde bei Herrn Snider, und Dortchen eilte, trotzdem sie noch im Morgenrock war und das Spitzhäubchen auf dem nur oberflächlich zusammengeflochtenen dichten blonden Haar hatte, in das Zimmer ihres Vaters, sobald sie die Ankunft des Beamten erfahren hatte. Sie warf einen prüfenden Blick aus ihren großen Augen auf Herrn Blomkist und schien sehr befriedigt von dem Wetter zu sein, das dessen Gesicht anzeigte.

„Der Dieb ist gefangen, mein Fräulein!“ rief Herr Blomkist Fräulein Snider fröhlich zu.

„Das ist gute Botschaft,“ antwortete mit einem Aufleuchten ihres runden, vollen Gesichts Dortchen, „und jener Mann also unschuldig, völlig unschuldig!“ setzte sie mit jubelndem Ton hinzu.

„Völlig unschuldig,“ gab Herr Blomkist zurück.

„Da siehst Du es, Vater,“ sprach sie und fiel dem alten, edigen Herrn um den Hals. „Jetzt hast Du viel gut zu machen an dem Manne, o, sehr viel, Papa!“

Herr Snider zeigte sich bei der Umarmung nicht ganz behaglich.

„Aber wie ist es nur möglich gewesen, daß dieser Mann im Schornstein hat hinauskommen können, wie gelangte er überhaupt zu der Kleidung und den Schornsteinfegergeräthen?“ erkundigte sich Herr Snider.

„Sehr einfach,“ erwiderte der Beamte, „jener Jan Buiten war, bevor er Steinschleifer wurde, bei einem Schornsteinfeger in der Lehre hier im Orte und entlich sich bei seinem einstigen Meister zum Spaß den Anzug, — der Spaß ist Ihnen, Herr Snider, theuer zu stehen gekommen und wird dem Buiten jetzt auch ein paar Jährchen kosten.“

„Er hat aber auch noch jemand Anderem zu großem Schaden gereicht, das dürfen wir nicht vergessen,“ fiel

Dortchen ein. „Der Unschuldige kommt doch jetzt sofort frei?“ fragte sie ganz glücklich.

„Leider noch nicht, Fräulein,“ lautete Herrn Blomkist's Erwiderung. „Herr Paul Sivers ist noch angeklagt wegen der Brandstiftung auf der Donna Anna.“

„Aber das ist ja Unsinn,“ warf Dortchen mit sich verfinsternem Gesichte ein, — „das sagt ja Jeder, der Mann hätte ja gar keine vernünftige Ursache gehabt, das Schiff anzuzünden, und der Arzt hat festgestellt, daß Paul Sivers auch auf Momente gar nie geistesabwesend sein kann,“ fügte sie mit schon wieder aufsteigendem Zorn hinzu.

„Ich hoffe sicher,“ tröstete Herr Blomkist, „daß Herr Sivers von dieser Schuld ebenso gereinigt dastehen wird, wie von der andern; — aber wie bei dieser Anklage, so muß auch bei jener der andere Thäter erst aufgefunden oder seine, Paul Sivers', Schuldlosigkeit erwiesen werden, hoffen wir das Beste, Fräulein.“

Herr Snider sah bei dieser Unterhaltung scheinbar wenig theilnehmend da, er sah in die Zeitung — ohne zu lesen. Er gestand sich, daß es ihm lieber gewesen wäre, wenn er von einem Paul Sivers nie etwas gehört und gesehen haben würde, und er fühlte, daß er in diesem Kampf mit Dortchen keine rechten Waffen hätte, und sie schließlich den Sieg davonzutragen dürfte, und das drückte ihn tief herab; er hatte auf einen ganz andern Schwiegerson gehofft, der himmelweit in Person und Verhältnissen verschieden war von jenem, den seine Tochter jetzt durchaus haben wollte.

Herrn Snider's einzige Hoffnung bestand darin, daß jener seltsame Mensch möglicherweise seine Tochter nicht nehmen würde, obwohl er ein unglaublich bornirter Mensch sein müßte — wie Herr Snider sich selbst gestand — wenn er das doppelte Glück, dieß Mädchen und ihr Vermögen, von sich wiese. Er äußerte jedoch von all diesen Gedanken nichts, sah einseitig und in sich gekehrt da, was Herrn Blomkist veranlaßte, nach schicklich bemessener Zeit seinen Besuch zu beenden und sich von Herrn und Fräulein Snider mit dem Versprechen, stets genauen Bericht über den Stand dieser Dinge zu erstatten, zu verabschieden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gänsemarkt in Krakau.

(Bild S. 241.)

Krakau, die alte Polenstadt und einstige Residenz der polnischen Könige, jetzt zur österreichischen Monarchie gehörig, scheint eine gewaltige Ausdehnung zu haben durch die großen Vorstädte, welche sich der eigentlichen Altstadt anschließen. Krakau selbst zählt nicht viel mehr als gegen 60,000 Einwohner, seine Lage aber an dem prächtigen Weichselstrom, umgeben von einer schönen, fruchtbaren Ebene und in der Mitte zwischen Polen, Galizien, Ungarn und Preußen, hat diese alte Jagellonenstadt zu einem lebhaften Industriepunkt für Leder, Tuch, Hüte, Leinwand, Ackergeräthschaften u. und zum Handelsmittelpunkt für Salz, Wein, Getreide, Holz, Leinwand, Schweinen und Ferkeln gemacht. Es zirkulirt viel Geld in der Stadt und zeigt sich große Wohlhabenheit. Jährlich hat Krakau zwei große Märkte, dazwischen aber eine reiche Zahl kleiner Lokalmärkte in den Vorstädten, von denen unser Bild den Gänsemarkt zu Anfang des Winters zeigt. Es wimmelt hiebei von polnischen Bauern, die ihre Gänse in die Stadt bringen, und von Juden, die sie kaufen. Das Gewirr der Stimmen von Menschen und Thieren ist ohrenzerreißend, und je lebhafter der Markt sich gestaltet, je häufiger der Brantweinloche zugesprochen wird, um so leidenschaftlicher geben sich die Marktleute. Die jüdischen Händler und Einwohner Krakaus erwerben hier ihren bedeutenden Winterbedarf an diesen von ihnen sehr bevorzugten Thieren, dann aber auch kaufen sie für den Export selbst bis nach Wien hin.

Unser Bild führt uns in eine malerisch interessante Vorstadt Krakaus und zeigt uns den von Bauern und Juden überaus belebten Gänsemarkt.

Am Graben in Prag.

(Bild S. 244.)

So wie alle größeren Städte, trifft auch die alte Königsstadt Prag großartige Vorbereitungen, die projektirten Stadttheile so schön und so vortheilhaft als möglich anzulegen. Die Stadtthore sind bereits gefallen, die Ringmauern demolirt und auf den breiten Glacis erheben sich palastähnliche Gebäude und schöne Alleen, welche einst die Vorstädte mit der Alt- und Neustadt verbinden werden. Die Wien, Graz und Brunn wird auch Prag eine Ringstraße erhalten, welche durch ihre prächtigen Gartenanlagen der Stadt gewiß zur Zierde gereichen wird.

Jetzt ist noch der Graben mit seinen alten schwarzen Häusern und seinem schlechten Pflaster der Koro der Prager. Besonders am Sonntag Vormittag sieht man dort Hunderte von Spaziergängern auf und ab wandeln, welche hier promeniren, um zu sehen und gesehen zu werden; auch der übrige Verkehr ist dem einer Großstadt ähnlich. Doch bald werden auch die Prager ihren Graben verlassen und, wie es dem Wiener Graben ergangen ist, ihn sammt seiner Umgebung nur dem Handel überlassen. Dadurch wird gewiß die Physiognomie dieser alten Straße geändert, und so glaube ich, würde es an der Zeit sein, den Koro, auf welchen die Prager so stolz sind, auch dem allgemeinen Publikum vor Augen zu führen.

Der Klub der Ehescheuen.

Eine ernsthafte Geschichte

von

G. Hermlein.

(Nachdruck verboten.)

„Gnädiges Fräulein, wissen Sie schon, welche allerliebste Ueberraschung unsere liebenswürdige Wirthin uns bereitet hat?“

„Keine blaßgraue Idee; was ist's?“

„Wir werden nicht, wie sonst, an einer großen, gemeinamen Tafel mit all' den langweiligen alten Vienen zusammensitzen —“

„Herr Assessor, wenn meine Tante das hörte —“

„Herrgott, ich bitte tausendmal um Entschuldigung, gnädiges Fräulein! Wer denkt aber auch bei Ihrem Anblick an alte Tanten!! Also: die Gäste werden nicht alle an einer Tafel speisen, sondern sich in Gruppen von fünf oder sechs Personen an einzelne Tischen vertheilen, die bereits mit Couverts versehen drüben im Speisesaale in gebührender Entfernung von einander placirt sind, so daß eine Gesellschaft die andere nicht stören kann. Ich bitte nun, Gnädigste, um die Ehre, Sie führen zu dürfen, — ja? o Sie sind ein Engel — also läge mir nur noch die Verpflichtung ob, eine passende Folie für Sie in Gestalt zweier anderen Paare zu finden... haben Sie in dieser Hinsicht besondere Wünsche?“

„Fragen Sie Fräulein Elkan, ob sie mit ihrem Tischherrn, dem Doktor von Sydow, sich uns anschließen will, und vielleicht Lieutenant von Bülow —?“

„Sapienti sat! murmelte Assessor Anders mit verfinsteter Stirn.“

„Wie heißt das?“

„Frei übersetzt: „Du warst ein Narr, Anders, — ich eile, Ihren Auftrag zu vollziehen.““

Die junge Dame sah der edigen Gestalt mit dem ausdrucksvollen, aber entschieden unschönen Kopfe einen Augenblick nach und spielte dann zerstreut mit einem Elfenbeinsächer, dessen Blätter sie bald nach rechts, bald nach links schob.

„Welche Aehnlichkeit besteht zwischen Ihrem Hächer und mir, Gnädigste?“ fragte plötzlich Jemand neben ihr.

Sie blickte mit heiterem Lächeln auf. „Beide wirken —“

„Abkühlend? Sehr verbunden! Das bestätigt die Aehnlichkeit, welche ich meinte: beide werden von Ihnen malträtirt.“

„Ich hatte sagen wollen: beide wirken angenehm, Herr von Bülow, aber bei der Hitze dieses Tanssaales kommt das allerdings auf Eins heraus.“

Der Offizier verbeugte sich.

„Darf ich die Ehre haben, Sie zu Tisch zu führen?“

„Diese Ehre ist schon dem Assessor Anders zugesichert.“

„Bleibe mir also nur die Nachbarschaft zur Rechten, wollen Sie mir auch die streitig machen?“

„Nein,“ sagte Fräulein Wills lächelnd, „nur wählen Sie sich eine unterhaltende Dame, damit unser Tischchen gut besetzt wird. Als drittes Paar wird wohl —“

„Fräulein Elkan und Doktor von Sydow figuriren; selbstverständlich! und da wären wir ja wieder ein petit comité. Uebrigens verzichte ich, da ich unsere schöne Wirthin, die zur Vervollständigung des Kreises fehlt, dem General Schloffer überlassen muß, auf jede bessere Tischhälfte... es sind ausnahmsweise mehr Herren als Damen auf diesem Balle, und da muß ja so wie so einer und der andere als abstrakter Hagestolz herumlaufen. Lassen Sie mich also Ihr zweiter Kavaliere sein.“

„Gern.“

„Haben Sie schon gehört, daß anstatt der gemeinamen Tafel —“

„Sie kommen, wie immer, mit Ihren Neuigkeiten zu spät, Herr Doktor,“ unterbrach Fräulein Elkan moquant lächelnd die Rede des Privatdozenten Doktor von Sydow.

„Wertwürdig, daß mir das stets nur bei Ihnen passiert,“ sagte der junge Mann mit angennommener Arroganz. „Hat das nun seinen Grund in einem besonderen Talente Ihrerseits, Neuigkeiten zu entdecken —“

„Oder in einer auffallenden Begabung Ihrerseits, dergleichen nicht zu merken —“

„Jedenfalls erkenne ich die Thatsache an und bitte im Namen von Fräulein Wills und Assessor Anders, uns mit den Obgenannten an ein Tischchen zu setzen.“

„Und Lieutenant von Bülow?“

„Ohne ihn ginge es wohl nicht?“

„Bewahre.“

„Es wird bereits auf Wunsch des Fräulein Wills auf ihn gefahndet, — warum lächeln Sie?“

„Aus Freude.“

„Natürlich, so ein hübsches buntes Tuch und eine elegante Figur —“

„Und ziemlich viel Geist und sehr viel Liebenswürdigkeit —“

„Da kann's nicht fehlen, ich begreife das!“

In diesem Augenblick legte die Hausfrau ihren Arm in den des alten Generals und gab dadurch das Zeichen des Ausbruchs zum Souper.

Die fünf Personen, welche das „gemeinsamliche Tischchen“ verabredet hatten, nahmen in einem halbkreisförmigen Erker Platz und wünschten einander nach guter deutscher

Sitte eine „gesegnete Mahlzeit“, Fräulein Elkan natürlich nur aus Ironie.

„Gibt es irgend etwas auf dieser Erde, worüber Sie sich nicht moquirten?“ fragte Doktor von Sydow.

„Schwerlich,“ antwortete die junge Dame und band sich die große Serviette um den Hals, so daß nicht bloß die schöne lichtblaue Seidentaille, sondern auch die noch schöneren weißen Schultern vollständig bedeckt wurden.

„Doch,“ sagte Fräulein Wills; „denken Sie, ich traf Fräulein Elkan neulich in heißen Thränen.“

„Ach was! Nicht möglich! Worüber?“ riefen die drei Herren.

„Ueber die Stellung der Frauen bei den Naturvölkern. Sieht ihr das nicht ähnlich?“

„Ungeheuer! Erzählen Sie doch das näher, bitte!“

„Erlauben Sie, Silvia?“

„Ganz nach Belieben,“ meinte Fräulein Elkan ruhig, indem sie mit verständnißvoller Vorsicht ein Stück köstlicher Straßburger Pastete von der Schüssel, welche der Diener präsentirte, loschnitt.

„Also denken Sie: ich trete, weil ich mir einbildete, das Herein auf mein lautes Klopfen nur überhört zu haben, in ihr Zimmer und finde sie an ihrem Schreibtische vor einem Buche bitterlich weinend. Ich glaubte zuerst, ihr kranker Papagei sei ihr gestorben, will sie also trösten und sage: „Es muß Alles einmal ein Ende nehmen, Silvia“ — da sieht sie mit nassen Augen auf und sagt: „Aber hier könnte man die Hoffnung verlieren. So viele Jahrtausende schon schleppen sie die Last ihres Glends, ihrer Schmach mit sich herum, und noch dämmert ihnen kein Morgen aus dieser Nacht!“ — Aber um's Himmels willen, von wem sprechen Sie denn?“ fragte ich. „Ja so,“ sagt sie, „ich dachte im Augenblick, Sie wüßten's, — von den Botokudenweibern.“ Ich machte es wie Sie und lachte. Aber sie sah mich so ernsthaft an, daß ich sie bat, mir etwas von ihnen zu erzählen, und als sie das that, da — da lachte ich eben nicht mehr.“

„Liebe Erna, dem Diener wird der Arm einschlagen, wenn Sie nicht bald zulangen,“ meinte Fräulein Elkan, „und währenddem will ich den Schluß erzählen. Ich schilderte also den Zustand jener Geschöpfe — und wissen Sie, was das Ende war? Erna meinte und ich lachte.“

Fräulein Wills' geistvolles brünettes Gesicht blickte heiter auf, als sie erwiderte: „Entnehmen Sie daraus, mit welcher Verebtheit sie gesprochen hat.“

„Ich bin starr,“ sagte der Assessor.

„Ich gäbe einen Tag meines Lebens darum, wenn ich in den Besitz der beiden Tücher kommen könnte, welche diese Thränen aufgenommen haben!“ rief Lieutenant von Bülow.

„Sie haben in der That so etwas wie ein Herz?“

fragte der Privatdozent beide Damen — er meinte aber nur Fräulein Elkan.

„Hin und wieder, wenn ich gerade besonders gut gegessen habe,“ erwiderte Silvia Elkan; Fräulein Wills schwieg. „Um auf die Botokudenweiber zurückzukommen,“ nahm Doktor von Sydow wieder auf, „was war es denn so Besonderes, was Sie empörte?“

„Gegen Frauenart diesmal kein Detail, sondern das Ganze.“

„Das ist allerdings sehr gegen Frauenart.“

„Ich bin ja auch nur aus Versehen ein Mädchen geworden, im Grunde meines Wesens bin ich ein Mann.“

„Und doch so ganz Weib!“ sagte der Privatdozent leise.

Fräulein Elkan's feiner Mund verzog sich zu einem spöttischen Lächeln, sie neigte ihr blondes Haupt über den Teller und beschäftigte sich mit der kunstgerechten Zerlegung eines Hasanenbeins.

„Gestatten Sie eine Frage,“ meinte Lieutenant von Bülow, „haben die Botokudenmädchen es besser als die Frauen?“

„Bei Weitem.“

„Warum sind sie dann so thöricht, zu heirathen?“

„Sie heirathen nicht, sondern werden verkauft wie ein Stück Vieh. Aber Sie könnten mit Recht fragen: warum tödten sich die Mädchen nicht lieber, als daß sie sich so verhandeln lassen? — und da gibt's keine andere Antwort als: weil sie Narren sind. Ist schon bei uns civilisirten Völkern die Ehe eine Einrichtung, welche nur dazu erfunden scheint, die Frauen um ihre Freiheit, ihre Gesundheit und, das Letzte nicht als geringstes, ihre Schönheit zu betrügen, wie erst bei jenen Menschen!“

„Sind diese Ansichten über die Ehe Ihr Ernst?“ fragte Assessor Anders.

„Vollkommen.“

„Etwas auch die Ihrigen, gnädiges Fräulein?“ wandte er sich an Erna Wills.

„Ich schließe mich in Allem der geehrten Borrednerin an.“

„Unerhört! Wenn nun alle Mädchen so dächten, was dann?“

„Dann würde die Menschheit aussterben. Wäre es schade darum?“ fragte Fräulein Elkan mit olympischer Ruhe.

Die drei Herren sahen einander verblüfft an.

„Nein,“ antworteten sie unisono.

„Eh bien! So gründen wir wenigstens unter uns —“

„Einen Ehelibatsklub! Einen Klub der Ehelosen!“

„Getroffen, Herr Doktor. Wer hält mit?“

„Ich! Ich! Wir alle!“

„Es lebe der Ehelibatsklub!“ rief Lieutenant von Bülow leise und hob sein Glas. „Schreiten wir an die Wahl eines Präsidenten!“

„Fräulein Elkan, selbstverständlich,“ sagten die beiden anderen Herren.

„Natürlich, und Fräulein Wills Schriftführerin,“ meinte der Offizier.

Die beiden Damen neigten zum Zeichen der Annahme das Haupt.

„Und nun die Statuten.“

„Paragraph 1: Geheirathet wird nicht,“ sprach Anders.

„Wird nicht,“ wiederholten die Uebrigen.

„Paragraph 2: Wir sind untereinander Schwestern und Brüder.“

„Schwestern und Brüder.“

„Aber nicht nach Quäkerart,“ warf Fräulein Elkan ein, „wir bleiben beim Sie.“

„Wie Sie befehlen! Paragraph 3: Der Präsidentin muß bedingungslos Folge geleistet werden.“

„Eh, das bliebe zu überlegen,“ rief Doktor von Sydow, aber er wurde von den Anderen überstimmt.

„Paragraph 4: Wer gegen einen der Paragraphen fehlt, hat die über ihn von den Klubmitgliedern verhängte Strafe zu erleiden.“

„Strafe zu erleiden.“

„Das genügt wohl vorläufig,“ schloß der Assessor, „und es bliebe uns mithin nur übrig, uns für den speziellen Vereinsgebrauch besondere Namen geben zu lassen. Wollen Sie das gütigst übernehmen, Fräulein Präsidentin?“

„Gern. Und weil Sie so goldene Worte gesprochen haben, so sollen Sie Goldmund, Bruder Chrysothomus, heißen.“

Der Getaufte verbeugte sich.

„Und ich?“ fragte Doktor von Sydow.

„Bruder Faustus.“

„Warum?“

„Weil Sie so ungeheuer gelehrt sind.“

„Doch nichts gegen Sie selbst.“

Fräulein Elkan zuckte die weißen Schultern, von denen sie im Eifer des Gesprächs die Serviette wieder abgebunden hatte, und wandte sich an Bülow.

„Bitte um Antonius,“ kam er ihr zuvor.

„Weshalb?“

„Ich habe für diesen Heiligen eine besondere Vorliebe,“ meinte er ganz ernsthaft, während die anderen Herren, denen die „Vorliebe“ des flotten Lieutenants für diesen Heiligen etwas seltsam schien, kaum ein Lächeln unterdrücken konnten. Die beiden Damen verstanden den Offizier selbstverständlich ebenfogut, bewahrten aber den Ernst ägyptischer Statuen.

„Gut: Bruder Antonius. Und Sie, theure Schwester, wünschen —“

„Fredegunde,“ schlug Anders vor und wieder verstanden Alle die Anspielung des durch die „Grausamkeit“ Fräulein Wills' vielgeprüften Assessors.

„Meinetwegen,“ sagte Erna Wills ergeben.

„Und Sie, gnädiges Fräulein, nennen sich Roswitha, bitte.“

„Ich verstehe diesen Hinweis auf mein Blaustrompftum, Herr Doktor, denn er ist der erste nicht, aber ich acceptire den Namen.“

„Schwester Fredegunde, Schwester Roswitha — ich weihe Ihnen die Blume dieses Johanniöbergers!“ rief Lieutenant von Bülow begeistert.

„Und nun unverbrüchliche Treue gegen einander und tiefstes Stillschweigen nach außen. Reichen wir uns zum Zeichen der Bestätigung die schwesterliche und brüderliche Rechte, Ihre Hand, Schwester Fredegunde,“ sprach Anders feierlich. Es geschah mit der nöthigen Vorsicht nach dem Saale zu.

„Darf unsere Wirthin davon erfahren, Schwester Roswitha?“

„Eine verheirathete Dame, Bruder Faustus? — Ich frage!“

„Richtig! Also favete linguis — hütet der Zungen! Gesegnete Mahlzeit, Fräulein Präsidentin.“

Man war im Saale aufgestanden, und eben kam die Wirthin auf die Gruppe im Erker zu.

„Haben Sie sich gut unterhalten?“

„Selbstverständlich, gnädige Frau, mit solchen Nachbarinnen —“

„Sie trafen, wie immer, eine gute Wahl, Herr von Bülow.“

„Bardon, ich wurde von der guten Wahl getroffen.“

Die schöne Hausfrau lächelte fein.

„Und wovon sprachen Sie?“

„Von sehr interessanten Dingen, von Kirchendättern und Botokudenweibern, von Frauenherzen und Klubregeln, Sie sehen —“

„Daß sich das Komitee auch ohne meinen Vorstz zu unterhalten versteht. Das wußte ich aber schon lange. Sie tanzen doch nachher, Silvia?“

„Ich bedaure, nein, ich habe meinem Papa versprochen, um Elf zu Haus zu sein. Es bleibt mir nur noch eine halbe Stunde, in der ich mich nicht erst erhitzen darf.“

„Ist der Herr Rath wieder krank?“

„Nein, Gott sei Dank, aber ich muß ihm noch vorlesen: Sie wissen, gnädige Frau, daß er sonst vor Mitternacht nicht einschläft.“

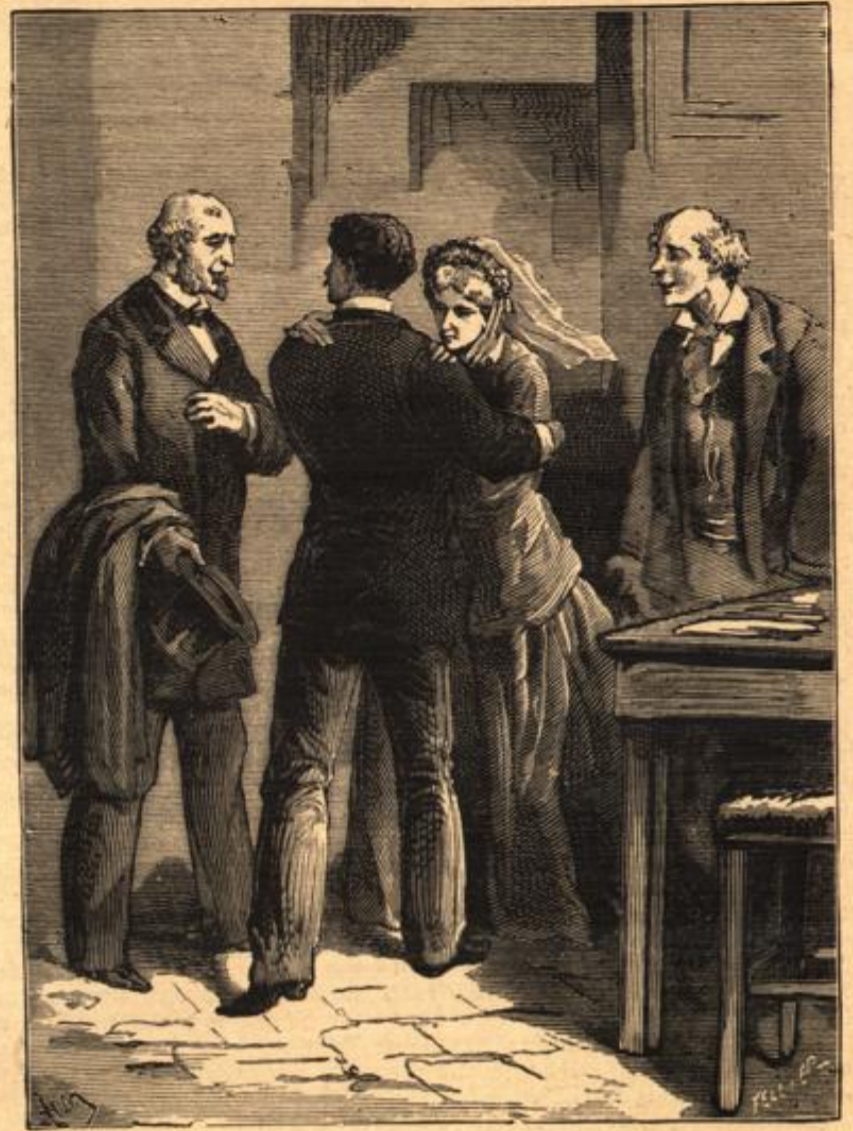
„Und was lesen Sie denn da?“

„Im Augenblick eine sehr eingehende Schilderung der Urvölker von Südamerika.“

„Daber die Botokuden! hine illas lacrimae! (daber diese Thränen!)“ murmelte Doktor von Sydow.



Fluchbeladen. Gosh hand in der Mitte des Salons, sehr bewegt, den Hut in der Hand. (S. 248.)



Fluchbeladen. Da trat die Gräfin strahlenden Antlitzes auf den Jüngling zu. (S. 250.)



Am Graben in Prag. Nach einer Skizze von H. Krüger. (S. 242.)

„Um Gottes willen! ich schließe schon bei der ersten Seite ein. Sie Aermste!“ rief die Hausfrau mitteilend. „Nun, so amüsieren Sie sich, so gut es geht! Ich muß zu meiner, entre nous soit dit (unter uns sei es gesagt), alten Garde zurück.“ Sie nickte den Klubmitgliedern zu und entschwand.

„Sie gehen wirklich?“ fragte Herr von Sydow.

„Ja.“

„So erlauben Sie wenigstens, daß ich Sie begleite.“

„Nein.“

„Schwester Roswitha, ich —“

„Bruder Faustus, Sie erinnern sich, daß laut Paragraph 3 der Präsidentin unbedingte Folge geleistet werden muß.“

„Ich wußte ja, daß dieß ein höchst bedenklicher Paragraph sei! Frauen verstehen positive Macht nicht anzuwenden; entweder sie ignorieren oder sie mißbrauchen sie.“

„Denken Sie dabei an Semiramis, oder Zenobia, oder Maria Theresia?“

„Du, da kommt gleich wieder das schwere Geschütz historischer Beweise! Aber Sie vergessen, daß Ausnahmen die Regel bestärken. — Sie wollen sich also nur Ihrem alten Christian anvertrauen?“

„Nur ihm.“

„Und wann werde ich das Glück haben, Sie wieder zu sehen?“

„Wann es das Unglück will.“

„Ich hätte Sie Schwester Nesselina nennen müssen!“

„Warum thaten Sie es nicht! Leben Sie wohl!“

„Die halbe Stunde ist noch nicht um.“

„Doch sah ich soeben durch die offene Korridorhür das Vollmondgesicht meines alten Christian im Hintergrunde leuchten. Papa erwartet mich also schon. Adieu, Brüder im Klub, leben Sie wohl, Schwester Fredegunde!“

Sie neigte grazios das Haupt gegen die Herren, reichte Fräulein Wills die Hand und verließ den Tanzsaal, nachdem sie mit der Hausfrau noch ein paar Worte gewechselt. Doktor von Sydow starrte der eleganten Gestalt melancholisch nach und war für den Rest des Abends ein musterhafter Eölibatär.

Ein paar Wochen darauf begegneten Fräulein Ekan und Fräulein Wills einander auf der Straße.

„Ich wollte eben zu Ihnen!“ rief Fräulein Wills.

„Und ich zu Ihnen! Was geben Sie mir für eine Neugier?“

„Eine zweite, — Bülow hat sich verlobt.“

„Das eben wollte ich Ihnen mitteilen. Ist's wohl erhört! Ein schöner Eölibatär! Nun gilt es, eine Strafe über ihn zu verhängen, und beschwören wollte ich Sie zu Rathe ziehen.“

„So gehen wir in meine Wohnung.“

Die beiden Damen schritten Arm in Arm die Straße hinunter.

„Er darf als Bräutigam nicht länger in unserem Klub geduldet werden,“ sagte Erna Wills energisch.

„Natürlich nicht. Verfassen wir also ein Ausstößungsdekret, welches Sie als Schriftführerin auf einen großen Bogen zu schreiben haben, und welches wir dann Anders und Sydow zur Unterzeichnung zuschicken.“

„Köstliche Idee!“ rief Erna begeistert, zog die Freundin in einen nahen Papierladen und kaufte mehrere Bogen „vom besten Papier und größten Format“, wie sie ausdrücklich betonte.

In ihrer Wohnung angelangt, zog Fräulein Wills einen Sessel für Silvia herbei, ließ ihre eigene schlanke, biegsame Gestalt in einen Armstuhl vor dem Schreibtisch gleiten und zog ein Heft hervor.

„Zuerst einen Entwurf,“ sagte sie dabei, „diktieren Sie.“

Es wäre ein Vergnügen gewesen, die beiden übermühtigen Mädchen zu beobachten. Fräulein Ekan's blaue Augen blitzten vor Lust, und selbst die für gewöhnlich ruhigen, interessanten Züge Fräulein Wills' waren lebhaft bewegt. Endlich nach mehrfachem Ausstreichen und Drüberschreiben war das opusculum beendet; Silvia hatte auf möglichste Kürze als der „Seele des Wizes“ gedrungen. Erna mußte es kopieren, und nun setzte sich Silvia selbst an den Sekretär und schrieb ein paar Worte an Doktor von Sydow. Darauf wurde das „Ausstößungsdekret“ sorgfältig zusammengelagt, mit dem Briefe in ein Couvert gesteckt, dieses mit: „Einschreiben!“ versehen und dann an den Privatdozenten Herrn Doktor von Sydow gesandt. — Dieser lag nichts ahnend auf seinem Sopha und hielt Ziefta; er hatte am Morgen eine Vorlesung über Logik gehalten und glaubte sich zur Belohnung für eine solche Anstrengung der grauen Substanz seines Gehirns und der Reklmuskeln eine Ruhepause nach dem Essen gönnen zu dürfen. Wenn er also in diesem für Träumereien sehr günstigen Augenblick nicht an Silvia dachte, so war es, weil er überhaupt nichts dachte, sondern in jenem wunderlichen Zustande sich befand, wo Traum und Wirklichkeit ineinander fließen, wo tolle Bilder einander jagen, ohne daß ein einziges sich dem Geiste klar einprägte. Da weckte ihn sein Diener, indem er eilig in das Zimmer trat, seinem Herrn einen sehr umfangreichen „eingeschriebenen“ Brief übergab und wieder verschwand.

„An den Privatdozenten Herrn Doktor von Sydow (Br. F.), in Vereinsjahren, Universitätsstraße 11,“ las von Sydow erstaunt.

„Br. F.? In Vereinsjahren? Was soll das heißen?“

— Den Klub hatte er, da er seitdem mit keinem der Mitglieder zusammengetroffen, längst vergessen. Und er las:

„Werther Bruder im Eölibate! Ich erfülle hiemit meine traurige Pflicht als Präsidentin, Sie von der Verlobung des Bruders Antonius in Kenntnis zu setzen. Sie begreifen, daß er sich durch diesen Schritt für unsern Klub unmöglich gemacht hat. Ich bitte Sie nun, beifolgendes Ausstößungsdekret, welches bereits von Schwester Fredegunde und mir unterzeichnet ist, zu kontrahieren und dasselbe dann zur Unterschrift an Bruder Chrysostomus (Domstr. 9) weiter zu senden.“

Schwester Roswitha,
3. 3. Präsidentin des Eölibatklubs.“

Der junge Doktor der Philosophie lachte laut auf. „Uverrückt, aber entzückend! Dieser Geist! dieser Uebermuth!“ und er preßte den Brief an seine Lippen. Dann entfaltet er den kolossalen Bogen und las:

„An Herrn Lieutenant von Bülow,
ehemals Bruder Antonius.“

„Ihre heut veröffentlichte Verlobung macht Sie unwerth, länger ein Mitglied des Eölibatklubs zu sein. Wir Endesunterzeichneten erklären Sie einstimmig für aus unserm Klub ausgestoßen und thun Ihnen dieses in Form und Rechtsens hiermit kund.“

Schwester Roswitha,
3. 3. Präsidentin.

Schwester Fredegunde,
3. 3. Schriftführerin.“

Dieses lakonische Schreiben war in Fräulein Wills' fast männlich schöner Handschrift abgefaßt und erregte in Herrn von Sydow eine unbändige Heiterkeit. „Ganz gelungen! ganz ausgezeichnet! In Form und Rechtsens, das stammt von Ihn!“ und der junge Doktor konnte vor Lachen kaum sein „Bruder Faustus“ unter die „Schriftführerin“ setzen. Sofort ließ er seinen Diener mit Brief und Dekret zu Assessor Anders gehen, schärkte dem Burschen aber ein, den Brief, sobald ihn der Jurist durchgelesen, ja wieder zurückzubringen. Eine Stunde darauf war der Bogen, von beiden Herren unterzeichnet, bei Fräulein Ekan, und diese adressirte ihn nun an den unglückseligen Bruder Antonius, natürlich wieder „eingeschrieben“.

„Wie räche ich mich?“ war Bülow's erster Gedanke, nachdem er das Schriftstück lachend durchgelesen. „Die Idee geht selbstverständlich von den beiden Damen aus, diese müßten also vor Allem bestraft werden.“ Er sann und sann. Sein intelligentes Gesicht wurde immer verklärter, endlich rief er laut: „Heureka!“ sprang auf und schritt an die Verwirklichung seines Racheplans.

Drei Tage darauf erhielt Fräulein Wills am frühen Morgen einen Stadtpostbrief, und als sie ihn öffnete, fiel ihr eine auf Velinpapier gedruckte Verlobungsanzeige entgegen. Sie glaubte ihren Augen nicht trauen zu dürfen, als sie las:

„Erna Wills,
Fritz Anders, Assessor,
Verlobte.“

Darunter stand: „Hievon sind die bestellten fünfzig Exemplare an die angegebenen Adressen gesandt.“

Hochachtungsvoll
P. A. Müller, Buchdrucker.“

Fräulein Wills war einen Augenblick starr vor Schrecken. Dann preßten ihr Scham und heftigste Empörung eine Flut von Thränen aus den dunklen Augen. Sie eilte in das Zimmer ihrer Tante. Die alte Dame fristete sich gerade und war über den Anblick des aufgeregten Mädchens nicht wenig erschrocken. Unter leidenschaftlichem Weinen las Erna die Anzeige vor. „Ist das eines Ehrenmannes würdig?“ rief sie schluchzend. „Nie hätte ich dieß von Anders für möglich gehalten!“

„Das geht auch nicht von ihm aus,“ sagte die alte Dame überzeugt und steckte sich mit energischem Ruck ein paar falsche graue Locken an den Kopf.

„Wer sonst aber könnte ein Interesse daran nehmen, uns —“

„Herr Assessor Anders,“ meldete in diesem Augenblick das Mädchen.

„Tante, ich mag ihn nicht sehen.“

„Und ich bin in der Nachtjagd.“

„Der Herr Assessor meinte, die Damen möchten die unpassende Zeit entschuldigen, aber er hätte Fräulein Erna etwas sehr Wichtiges zu sagen.“

„Führen Sie den Herrn Assessor in den Saal, und Du, Erna, wirst vernünftig sein und ihn empfangen. Ich komme nach, sobald ich angezogen bin,“ entschied die Tante, und Fräulein Erna mußte sich wohl oder übel entschließen, dem Vorschlag zu folgen. Sie begab sich also, die verweinten Augen gesenkt, das verhängnisvolle Schreiben noch in der Hand, nach dem Besuchszimmer.

„Entschuldigen Sie, daß ich so früh wage — ah, ich komme doch schon zu spät!“ unterbrach sich der Assessor bestürzt, als er den Brief in Fräulein Wills' Hand erblickte.

Erna schwieg.

„So bleibt mir nur übrig, Ihnen auf mein Ehrentwort zu versichern, daß ich von dem Inhalte jenes Schreibens genau so überrascht wurde wie Sie, — wenn auch nicht in so betrübender Weise,“ fügte er bitter hinzu. „Eine nähere Untersuchung wird wohl ergeben, wer sich einen so taktlosen Scherz erlauben durfte; ich bitte Sie um Ihre Einwilligung zu dem gerichtlichen Vorgehen.“

Nun war Erna Wills sonst ein geistestarkes, muthiges Mädchen; aber der bloße Gedanke, in eine gerichtliche Untersuchung verwickelt zu werden, welche ihre eigene Person so nahe berührte, raubte ihr den letzten Rest von Fassung. Sie fiel in einen Sessel, verbarg ihr Gesicht in ihrem Taschentuche und brach vor den Augen des Assessors auf's Neue in bittere Thränen aus.

Der junge Mann war halb beleidigt, halb ergriffen.

„Ich möchte wohl wissen,“ sagte er, „ob es die Empörung über den schlechten Scherz überhaupt ist, oder nur Ihre Abneigung gegen die Person, mit welcher Ihr Name in Verbindung gebracht wurde?“

Als er diese letzten Worte sprach, schüttelte sie das Haupt.

„Nicht? — Aber wenn Herrn von Bülow's Name unter dem Ihrigen gestanden hätte, das hätte Sie gewiß nicht halb so empört.“

„Ganz ebenso!“ rief sie leidenschaftlich unter dem Tuche, „und daß Sie, gerade Sie das sagen können, finde ich abföulich!“

„Ich? gerade ich?“ fragte Anders, und ein wunderbares Leuchten ging über sein unschönes Gesicht. „Wer in aller Welt gerade, wenn nicht ich? O Erna, wissen Sie es denn nicht, wie Sie mich mit ihm gequält haben? Wissen Sie denn nicht, daß ich Sie liebe?“

Er zog eine ihrer Hände sanft von ihrem Gesicht und hielt sie fest. „Antworten Sie: wußten Sie es nicht?“

Aber sie antwortete nicht, ließ ihm jedoch die Hand.

„Erna, liebe Erna,“ sagte er sehr weich, „die Seligkeit meines Lebens hängt von der nächsten Minute ab ... wußten Sie es wirklich nicht?“

Sie nickte.

„Und Sie quälten mich mit Absicht?“

Sie nickte wieder.

„Weil Sie mich nicht leiden konnten —“

Hier schüttelte sie energisch mit dem Haupte.

— oder — und er kniete neben ihren Sessel nieder und sprach so die leisen Worte fast in ihr Ohr, „oder weil Ihr böser Mädchenstolz Ihnen nicht erlaubte, mich durch ein gutes Wort, einen lieben Blick zu beseligen?“

Diesmal rührte sich Fräulein Wills gar nicht, aber der unbescheidene Assessor legte trotz ihrer Bewegungslosigkeit seinen Arm um die schlanke Statue, — und siehe da: ihr Haupt glitt von der Lehne des Sessels ein Stückchen herunter, nur wenig, gerade nur bis auf seine Schulter.

In diesem Moment öffnete sich die Thür und die alte Tante schlug, fassunglos vor Erstaunen über die Gruppe am Hauteuil, beide Hände über dem Kopfe zusammen.

Zugleich mit Fräulein Wills hatte Silvia Ekan einen eben solchen Brief erhalten, nur mit der Variante von Silvia Ekan statt Erna Wills, und Dr. Max von Sydow, Privatdozent, statt Fritz Anders, Assessor; aber darunter stand ebenfalls die Bemerkung des Buchdruckers, daß er die bestellten fünfzig Exemplare an die angegebenen Adressen verhandelt habe.

Hier aber war die Wirkung eine ganz andere. Nichts von Thränen, — nur ein Lächeln der stolzen Lippen, ein böses Lächeln des Hohns und der Verachtung. „Der Glende!“ murmelte sie, „gab ihm mein kurzer Brief von neuem die Veranlassung zu solcher Frechheit?“ und sie stützte den blonden Kopf in die Hand und starrte zornig auf das Blatt.

Wie hatte Herr von Sydow das wagen dürfen? Sie war sich bewußt, unnahbar gewesen zu sein; sie hatte sich mit dem doppelten Panzer des Spottes und des Stolzes umgeben; sie hatte sich um so herzloser gezeigt, je herzlicher er geworden war, — und nun dieser einzige barmhertige kleine Brief wegen des Dekrets hatte den geistvollen, feingebildeten Mann so tölpisch, so unfein werden lassen. Da sieht man wieder, was für ein erbärmliches Geschlecht die Männer sind! O, sie haßte ihn, der ihr eine solche Demüthigung auferlegen konnte! Ihr stolzes Herz wand sich in Empörung. Sie hätte laut aufschreien können vor Zorn, aber sie saß stumm da und rührte sich nicht. Und wie in solchen Momenten inneren Schmerzes der Geist oft auf die absonderlichsten, weitest abliegenden Dinge geräth, so fiel ihr auf einmal Herodias ein, die ein Mann auch so gedemüthigt hatte, und sie begriff zum ersten Male, daß diese Frau das Haupt des Täufers haben mußte, um wieder ruhig zu werden; und dabei kamen ihr Heinrich Heine's Verse auf die Lippen:

„Denn sie liebte einst Johannem
— In der Bibel steht es nicht.
Doch im Bolle lebt die Sage
Von Herodias' blut'ger Liebe —“

Anders war ja unerklärlich
Das Gesähe jener Dame —
Wird ein Weib das Haupt begehren
Eines Manns, den sie nicht liebt!“

und wieder lächelte Silvia, aber diesmal — um nicht zu weinen.

Der alte Christian trat ein. „Fräulein Silvia, der Herr Doktor von Sydow will Sie sprechen.“

Ah, er kam gerade recht! Ihr Herz schwoh vor Haß, eine seltsame Kampfeslust besetzte sie, ihre feinen Nasenflügel zitterten, ihre Augen sprühten; o, er sollte nur kommen!

„Lassen Sie ihn eintreten!“ sagte sie mit fester Stimme.

Eine Minute später stand er vor ihr. Sein scharf geschchnittenes, angenehmes Gesicht war auffallend blaß, die

Brauen finster zusammengezogen, die Haltung unsicher; sie sah das Alles, denn sie musterte ihn mit einem feindseligen Blicke. Er machte eine tiefe Verbeugung und zog mit den Worten: „Erlauben Sie mir, gnädiges Fräulein, Sie mit dem Inhalt eines Schreibens bekannt zu machen, welches ich soeben erhielt,“ einen Brief aus der Brusttasche.

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Doktor,“ sagte sie eifrig, „dort liegt ein Duplikat.“

„So wissen Sie bereits, daß irgend ein Unverschämter sich erfrecht hat, Sie einer äußerst peinlichen Lage auszusetzen?“

Er war es also nicht? Wie hatte sie auch nur einen Augenblick so etwas von ihm glauben können! Und mit der Erkenntniß seiner Unschuld überkam sie plötzlich ein unbeschreibliches Gefühl, für welches sie selbst keinen Namen wußte; sie fühlte nur, daß es ein schönes, ein süßes Gefühl sei — und dann auf einmal schien ihr die Situation, in welcher sie Beide sich gegenüber standen, so dumm, so lächerlich, daß sie sich nicht helfen konnte und in ein lachendes, glöckchenhelles Lachen ausbrach.

Der Privatdozent sah sie betroffen an, aber dieses silberne Lachen war so reizend, so ansteckend, daß seine finsternen Brauen sich auflärten und er zuletzt einstimmte.

„Es ist zu komisch!“ rief Silvia endlich. „Gut, daß es mir passiert ist; Erna hätte die Geschichte tragisch genommen, ich finde sie bodenlos lächerlich!“

Im Nu war des Doktors Gesicht wieder verfinstert. „Wohl nur, weil mein Name neben dem Ihrigen steht?“ fragte er scharf. „Wenn Leopold von Bülow dastünde, so hätte das gewiß für Sie eine ernstere Seite!“

„Bülow? Was geht mich Bülow an!“ rief sie achselzuckend. „Uns muß nun vor Allem der Urheber dieser Anzeige bekannt werden. Ob seine Drohung mit den fünfzig Briefen wahr ist? Ha, eine Idee!“ Sie drückte schnell auf den Knauf der Schelle; sofort trat der alte Diener in das Zimmer.

„Christian, gehen Sie doch gleich einmal hinüber zu Fräulein Wills: ich lasse sie um die Verlobungsanzeige bitten, die sie heut früh bekommen hat.“ Der Diener ging. „Hat Erna eine erhaltnen, so glaube ich an die ominöse Fünfzig, wenn nicht, so war es wohl nur ein Privat Schreiben für uns Beide und das Geheimniß stirbt mit uns aus.“

„Ich wollte wahrhaftig, der Mensch hätte nicht bloß fünfzig, sondern hundert Exemplare drucken und versenden lassen,“ rief von Sydow leidenschaftlich.

Sie sah ihn groß an.

„Gewiß,“ fuhr er fort, „und ich wollte ferner, daß Sie die Angelegenheit weniger lächerlich und dafür etwas ‚tragischer‘ auffaßten, so tragisch, daß es Ihnen unmöglich schiene, nach alledem die Sache noch rückgängig machen zu können und —“

„Herr von Sydow!“ Ihre blauen Augen blitzten ihn stolz und drohend an.

„Seien Sie gut, Silvia,“ bat er erregt. „Ich bin wirklich überzeugt davon, daß der Betreffende die fünfzig Exemplare versandt hat. Fügen Sie sich nun in das Unvermeidliche! Suchen Sie sich an den Gedanken zu gewöhnen, dereinst mein Weib zu werden —“

Sie war leichenblau geworden und mußte sich an die Lehne des Sessels, neben welchem sie bisher gestanden, halten, um nicht zu sinken.

„Silvia, sagen Sie ein freundliches Wort! sagen Sie Ja.“

„Aber begreifen Sie denn nicht, daß Sie mich mit jeder Silbe beleidigen!“ rief sie zornig. „Ich besitze nicht die philosophische Ruhe eines Privatdozenten der Logik, der sich mit Würde in's Unvermeidliche fügt, der gelassen das Joch aufnimmt, welches ein boshafter Anderer ihm zugebacht hat!“

„Ach so! Sie sehen gleich sich selbst, so auch in mir das ‚Opfer‘ des bösen Scherzes. Da liegt die Sache aber doch anders, als Sie denken. Ich habe nämlich die — die lächerliche Schwäche, Sie . . . seit langer Zeit zu . . . lieben, Silvia, obgleich Sie mich durchaus en canaille behandeln und mich mit Ihrer ausgefuchtesten Ironie behelligen. — Wenn ich mit Recht jene Anzeige,“ er hob das Blatt empor, „von mir ausgehen lassen dürfte, so wäre ich der glücklichste Mann der Erde, — aber freilich, was gilt Ihnen mein Glück! und wie würden Sie für eine so gleichgültige Sache ‚Freiheit, Gesundheit und Schönheit‘ preisgeben! Verzeihen Sie, ich war ein Narr, als ich das einen Moment zu denken wagte!“

Silvia lehnte noch immer am Sessel, sie schwieg, aber ihre Lippen bebten und die Spitzen an ihren Armen zitterten.

„Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein!“ sagte der Doktor nach der Pause einer Sekunde, trat an sie heran und preßte ihre eifrige kleine Rechte an seine Lippen.

„Adieu, Herr von Sydow!“ antwortete sie leise mit gesenkten Augen.

Er ging bis zur Thür. „Herr von Sydow!“ rief sie plötzlich.

Sofort war er wieder an ihrer Seite. „Sie befehlen?“

„Ruf es denn gerade geheirathet sein?“ fragte sie.

„Es muß.“

„Könnten wir nicht ebenso gut als treue Freunde neben einander hergehen?“

„Nein.“

„So gehen Sie.“

„Silvia!“

„Gehen Sie, gehen Sie doch! O mein Gott, warum gehen Sie nicht?“

„Weil ich weiß, daß Ihr nächstes Wort mich unbeschreiblich beseligen wird.“

Große Thränen kamen ihr in die Augen.

„Sie sind ungroßmüthig,“ sagte sie. „Sie verlangen etwas, das ich nur mit Aufopferung meines ganzen Seins gewähren könnte. Ich — ich kann es nicht! Gehen Sie!“

„Aber Sie lieben mich ja, Silvia!“

„Ich weiß nicht — ich glaube nicht. . . Mein Gott, warum können wir nicht gute Freunde bleiben?“

„Das will ich Ihnen sagen, wenn Sie mich ein paar Minuten geduldig anhören wollen.“

Er führte sie nach dem Sopha und schob sich selbst einen sehr niedrigen Hauteuil herbei, so daß er fast zu ihren Füßen saß.

„Sehen Sie, Silvia, die Liebe eines Mädchens, wie Sie, ist ausschließlich ein Produkt der Seele. Sie fühlt ihre Befriedigung in sich selbst, sie strebt nicht nach Besitz. Nicht alle Frauen lieben in dieser Art, immerhin aber findet sich dieses vergeistigte Gefühl weit öfter, als die Männer, besonders leidenschaftliche, anzunehmen pflegen. Wir aber lieben ganz anders. Unserem herrischen Wesen entspricht das Verlangen nach dem Besitze; unserer Kraft der Wunsch, die Geliebte zu beschützen; unserer Leidenschaftlichkeit die Nothwendigkeit einer Vereinigung, oder die Unmöglichkeit eines Zusammenseins mit ihr. Verstehen Sie nun, weshalb von einer ‚Freundschaft‘ zwischen uns keine Rede sein kann? — Lassen Sie mich hier zugleich auf jene Bemerkung zurückkommen, welche Sie an dem Ballabende, wo ich zuletzt das Glück hatte, Sie zu sprechen, über die Ehe machten. Ich kenne Sie so weit, zu wissen, daß diese Bemerkung Ihr Ernst war, und ich hätte Ihnen gern darauf ein ebenso ernstes Wort erwidert, wäre mir der Ort für eine solche Unterhaltung nicht zu frivol erschienen. Hier will ich Ihnen antworten. Sie hatten insofern Recht, als die meisten Ehen von heutzutage aus Spekulation, aus Konvenienz und anderen Rücksichten geschlossen werden. Solche Ehen können nicht glücklich ausfallen, und daß dabei stets die Frau der unglücklichere Theil ist, liegt daran, daß sie ja seelisch wie körperlich so unendlich viel feiner organisiert ist als der Mann. Wo jedoch die erste sittliche Grundbedingung der Ehe: die Liebe, waltet, da verliert die Frau weder Gesundheit, noch Schönheit, noch Freiheit; denn wo sie freudig schafft und sorgt, fühlt sie sich nicht unfrei, — und was die beiden ersten Punkte betrifft, so — o, wenden Sie sich nicht ab, Silvia, es ist nothwendig, daß Sie hierin widerlegt werden, — so ist gerade eine glückliche und eine beglückende Ehe das Mittel, beides zu erhalten. Sehen Sie sich unsere kränkenden, unschönen alten Mädchen an; glauben Sie nicht, daß dieselben weit gesünder, weit hübscher aussehen würden, wenn sie den Beruf, zu welchem die Natur sie nun einmal erschuf, erfüllt hätten? — Und nun Sie könnte ich mir vollends gar nicht als alte Jungfer vorstellen! Ein Wesen, welches so geschaffen ist, zu beglücken, zu beseligen, dessen körperliche Schönheit und dessen reicher Geist so durchaus den Himmel eines Mannes ausmachen könnte, ein solches Wesen darf sich nicht ungerechtfertigter Vorurtheile wegen der Sünde schuldig machen, sein Pfund zu vergraben. Ich bitte Sie noch einmal, Silvia, werden Sie mein Weib!“

Sie hatte während seiner Rede schweigend in der Sophaecke gelehnt und mit den schönen blauen Augen träumerisch vor sich nieder geblickt; als er mit jener eindringlichen Bitte schloß, verharrte sie in dieser Stellung, aber ein dunkles Roth verbreitete sich über Gesicht und Nacken, und als bebürte es gar keiner andern Antwort, zog der Privatdozent den blonden Kopf zu sich nieder und lächelte langsam und innig den stolzen stummen Mund.

Da hörten sie draußen die Schritte des alten Dieners, — gleich darauf trat er ein mit einem kostbaren Rosenbouquet, in welches ein Billet lose eingeschoben war, und einem Briefe.

„Der Brief ist von Fräulein Wills, und das Bouquet gab mir eben ein Bursche auf der Treppe, Fräulein Wills hat gerade so eins bekommen, und sie läßt sagen, daß sie sich verlobt hat,“ sagte der alte Mann, legte beides nieder und entfernte sich.

Silvia öffnete zuerst den Brief mit der Verlobungsanzeige.

„Erna Wills, Fritz Anders, Assessor, Verlobte,“ las sie laut, und wie aus einem Munde riesen sie: „Bülow! Bülow war's!“

Sie nahm schnell das Billet aus dem Strauße; es lautete:

„Gnädiges Fräulein!

„Mit tiefer Beschämung bekenne ich mich als den Urheber Ihrer Verlobungsanzeige. Es war eine, wie ich jetzt einsehe, äußerst plumpe Rache für das grausame Dekret, welches mich aus Ihrem Cölibatsklub verbannte. Es versteht sich von selbst, daß nur die beiden Exemplare, welche Sie und Herr von Sydow erhielten, gedruckt worden sind, und daß das Ganze von vornherein mit der nöthigen Diskretion gehandhabt worden ist. Ich bitte um Ihre Verzeihung — lassen Sie die Rosen meine lieblichen Fürsprecher sein!“

In vorzüglichster Hochachtung
Ihr reuiger und ergiebener
Leopold von Bülow.“

„Ich bin davon durchdrungen, daß Bülow mit voller Ueberlegung gehandelt hat,“ lachte der Doktor, „er wußte, was auf die Verlobungsanzeigen folgen würde, und hat sich so, indem er die beiden Paare auf einmal mit einander verband, glänzend an dem Cölibatsklub gerächt. Die Berechnung macht seinem Geiste alle Ehre, und durch das offene Geständniß, — aber wohlverstanden erst nach erfolgter Aussprache, — hat der Scherz seine Unverschämtheit verloren. Ich fühle eine eigenthümliche Regung zu Gunsten dieses Mannes, und das ist sehr erstaunlich, wenn man bedenkt, wie ich ihn gehaßt habe.“

„Gehaßt? Warum?“

„Weil ich furchtbar eifersüchtig auf ihn war, meine süße Silvia, und ich fühle bei der Erinnerung an jene Qualen, daß Du mir noch viele, viele Küsse geben mußt, ehe ich ihm die vielen freundlichen Worte und Blicke, die Du ihm gesendet hast, verzeihen werde.“

„Wenn ich freundlich zu Ihnen gewesen wäre —“

„Silvia!“

„— zu Dir gewesen wäre,“ verbesserte sie erröthend, „so hättest Du das als Beweis nehmen können, daß Du mir gleichgültig warst.“

„O ihr Frauen! Ihr unlogischen, grausamen, entzückenden, lieben Geschöpfe!“ rief er und schloß sie lachend in seine Arme.

„Ach, aber unser schöner Cölibatsklub —“

„Den wollen wir heut Abend in einer Verlobungsbowle, die der Papa Rath spendiren muß, feierlichst ertränken.“

Weihnachten in Kanada.

(Bild S. 245.)

Während in England auf dem Lande das Weihnachtslieder-singen vor den Häusern von Freunden und Bekannten eine alt-hergebrachte und jährlich wiederkehrende Sitte ist, gehört dieser Gebrauch in Kanada doch so ziemlich zu den selteneren Dingen, woran wohl die Kälte — nicht selten über 20 Grad Reaumur — schuld ist. Gänzlich ausgehört hat jedoch dieß uralte Weihnachts-singen nicht, und so sehen wir denn auf unserm Bilde eine Gesellschaft in Montreal einer ihr bekannten Familie dieß echt englische Weihnachtsständchen bringen. Natürlich öffnet sich die Pforte des Hauses bald, um die freundlichen Sänger in wohlwärmenden, lichterküllten Räumen zu einem tüchtigen Souper, mit heißem Punsch dazu, einzuladen, wonach dann unter den bekannten Missethätigen die jungen Herren sich erlauben dürfen, den jungen Damen den englischen Weihnachtsstich zu geben, was wohl die letzten Spuren der Kälte von draußen vertreiben dürfte.

Wolfsmilchgummi.

Der Amerikaner Daniel M. Lamb hat aus der unter dem Namen Wolfsmilch bekannten Pflanze einen Gummistoff präparirt, mit welchem Wollen- und Seidenzeuge, Teppiche, Leder, Papier, Vogelfedern und dergleichen mehr wasserrepellent gemacht, d. h. denselben die Eigenschaft verliehen werden kann, jede Flüssigkeit abzuweisen, ohne daß diese Stoffe dadurch irgend etwas von ihrem Aussehen, ihrer Diegelmeltheit und Elastizität verlieren. Die Farben der Stoffe sollen sogar noch bedeutend an Frische und Haltbarkeit gewinnen. Eine von dem Erfinder in New-York vorgenommene öffentliche Probe mit seinen präparirten Stoffen lieferte das glänzendste Zeugniß von dem Werthe seiner Erfindung. Die feinsten Farben, wie Pink, Blau, Cream, litten an Seidenstoffen, welche mit dem Gummi überzogen waren, nicht das mindeste. Wie Prokat gewobene Bänder, Grenadine, Flanel und Seiden-plüsch erwiesen sich undurchdringlich für das Wasser. Feine Damenhüte aus Seidenstammlet hielten eine mäßige Douché aus, ohne daß ihre Farbe oder ihre Federn verletzt worden wären. Ein Herr, in Tuch gekleidet, das mit dem Gummi präparirt worden war, mit einem Seidenhut auf dem Kopfe und Gled-handshüben an den Händen, blieb unter einer starken Douché ganz trocken. Selbst die härteste Schreibrinne, ferner Citronensaft, Schwefelsäure, schwarzer Kaffee auf die präparirten Stoffe gespritzt, hinterließen keine Spur eines Fleckens. Manche unserer Leser werden, obgleich diese Mittheilung der wissenschaftlichen Wochenschrift: „Das Ausland“ entnommen sind, darob ungläubig den Kopf schütteln und dieselbe für einen neuen amerikanischen Humbug erklären. Wir können diesen Zweiflern die weitere Mittheilung machen, daß eine Krefelder größere Sammet- und Seidenwarenfabrik, bei der Wichtigkeit, die diese Erfindung auch für unsere Seidenindustrie haben würde, sich veranlaßt gesehen hat, sich von dem wunderbaren Gummipräparate, „Neptunite“ vom Erfinder benannt, zu verschaffen, um Versuche anzustellen. Von den Inhabern der betreffenden Fabrik, schreibt die „Krefelder Zeitung“, sind uns nun zwei mit „Neptunite“ getränkte Abschnitte von Sammetband und Satin eingekandt worden, mit denen wir selbst die verschiedenartigsten Versuche durch Uebergießung mit Wasser, Magarintinte, schwarzem Kaffee, sowie Citronensaft angestellt haben, ohne daß auch nur die geringsten Spuren dieser Behandlung zurückgeblieben sind. Sowohl das Sammetband als auch der Satin sind noch ebenso tadellos glänzend, weich und schmieglam wie zuvor. Die Verweilung von der Reellität der Erfindung liegen somit vor. Die Wichtigkeit der Erfindung, sowohl für Damen wie Herren, wird Jedem einleuchten. Welche Verabridung für die Trägerinnen von Sammetmänteln und seidenen Kleidern, für die Herren mit Seidenhüten, daß diese kostbaren Bekleidungsgegenstände in Zukunft nicht mehr vor jedem Regentropfen ängstlich geschützt werden müssen, welcher Trost, daß solch' schmerzliche Ungeheuligkeiten, wie das Begießen der kostbaren Robe seiner schönen Nachbarin auf Festessen, Ballen u. s. w. sofort wieder gut zu machen sind durch einfaches Abwaschen mit Wasser, daß es überhaupt keine Weine, Bier-, Tinten- u. s. w. Flecken mehr gibt, wenn alle Bekleidungsgegenstände mit diesem wunderbaren Gummipräparate „Neptunite“ überzogen sind!

Fluchbeladen.

Roman nach Emile Zola

von

Emile Zola.

Mit Autorrecht für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

17.

Die beiden Gatten fuhren fort zu plaudern. Sie hatten einander so viel zu sagen! Sie sprachen wenig von Bicomte Gontran, für ihn wie für sie war dieses Thema peinlich.

Dem Grafen war es stets unerklärlich geblieben, daß nach dem Drama von Aenières die Gerichte keine Untersuchung eingeleitet hatten.

Als das erwähnt wurde, zeigte ihm die Gräfin die Briefe Lucien's und des alten Herrn von Luranne.

Der Graf fand darin den Beweis von der Unschuld der Gräfin, an welcher er übrigens nicht mehr gezweifelt hatte. Tief bewegte ihn auch der Gedanke, wie edel seine unglücklichen Opfer gegen ihn gehandelt hatten.

„Armer junger Mann!“ murmelte er. — „Er war ein edles Herz,“ sagte die Gräfin. — „Immer schwarzer erschienen mir meine Thaten!“ rief der Graf. „Alle, alle haben mir das Böse mit Gutem vergolten. Sie am meisten! Und ich kann nichts wieder gut machen, ich kann nichts mehr für Sie thun!“

— „Herr Graf,“ sagte die Gräfin, „wenn unser Sohn Leon noch lebte!“

— „Ich hatte diese Idee lange Zeit,“ sagte er traurig. — „Nun, und?“

— „Vor einigen Monaten aber habe ich erfahren, was sein unglückliches Schicksal gewesen ist.“ — „Wie, so wissen Sie?“ — „Ja,“ fragte die Gräfin mit zitternder Stimme. — „Ja. Unser Sohn, dieses Kind, welches heute unsere Freude wäre, welches Ihnen das Glück wiedergäbe, das ich Ihnen geraubt, unser Sohn Leon ist nicht mehr.“ — „O Gott!“ — „Lebte die Gräfin.“ — „Ja,“ fuhr der Graf wild fort, „er ist todt, er wurde ermordet!“

Die Gräfin stieß einen Schrei aus und ihr Haupt sank auf ihre Brust.

„Es ist das ebenfalls eine düstere und schreckliche Geschichte,“ fuhr der Graf mit dumpfer Stimme fort.

„Überall Unglück, das nicht wieder gut zu machen ist, und das ich verschuldet habe! ... Wollen Sie erfahren, wie unser Sohn gestorben ist?“ — „Ja.“

Der Graf erzählte nun seiner Gattin, wie er Jean Renaud in Cayenne getroffen, wie er sich für ihn interessiert habe; wie dann sein alter Freund Nestor Dumoulin die Angelegenheit durchstudirt, welche Entdeckungen er gemacht habe, und wie man sich von der Unschuld Jean Renaud's fast ebenso sicher überzeugt habe, wie davon, daß der ermordete Jüngling sein Sohn Leon gewesen sei.

Die Gräfin hatte schweigend und still weinend zugehört. Als der Graf geendet, sprach sie: „Und wissen Sie, wo unser unglückliches Kind begraben ist?“ — „Auf dem Friedhofe von Frémicourt.“

Die Gräfin seufzte tief.

„Zuerst will ich das Grab unseres älteren Sohnes besuchen,“ sagte sie, „dann aber will ich nach Frémicourt gehen und auf dem Hügel beten, unter welchem sein verstorbener Bruder ruht.“ — „Darf ich Sie dahin begleiten?“ — „Ja.“

Wir wollen diese Wallfahrt miteinander machen. Noch Eins: wissen Sie, was aus dem Manne geworden ist, der durch Ihre Bemühungen begnadigt worden ist?“ — „Er hat die Strafkolonie verlassen, um nach Frankreich zurückzukehren.“ — „Und Sie haben nichts mehr von ihm gehört?“ — „Nein. Ich vermüthe nur, daß er nach seiner Heimat zurückgekehrt ist. Er hoffte dort sein Weib wiederzufinden. Die ist aber gestorben. Seine Tochter jedoch, welche von Jacques Mellier erzogen wurde, wird ihn wohl getröstet haben über den Verlust seiner Lebensgefährtin.“

— „Wir wollen auch Jean Renaud sehen, Herr Graf; er soll uns von ihm erzählen. Am meisten aber sehne ich mich nach der Tochter Mellier's, der unglücklichen Lucile, welche allem Anschein nach Leon geliebt hat und von ihm wiedergeliebt wurde.“ — „Die hat, wie gesagt, das Haus ihres Vaters verlassen, schon am Tage nach dem Morde, und ist seitdem verschollen. Man hält sie für todt. Wie Vielen habe ich das Grab gegraben!“ — „Das arme Mädchen hat ihren Fehler theuer bezahlt.“ — „Ja,“ murmelte der Graf dumpf, „alle Unschuldigen haben für den einzig Schuldigen gezahlt, für den Grafen von Buffières.“ — „Gott leitet alle Geschicke, seine Absichten sind unerforsch.“

„Ich möchte gern die Frau Gräfin von Buffières sprechen,“ sagte er. — „Die Frau Gräfin ist im Begriffe, auszufahren,“ entgegnete der Portier. „Ich weiß nicht, ob sie Sie empfangen wird. Aber hier kommt Herr Germain, wenden Sie sich an ihn.“

Gosch — denn er war es — trat auf Germain zu, welcher den Wagen des Grafen zu beschäftigen schien.

„Was steht Ihnen zu Diensten?“ fragte er den Besucher. — „Ich habe einen Auftrag an die Frau Gräfin von Buffières,“ entgegnete Gosch, „und ich denke, sie wird mich wohl empfangen.“ — „Wie wissen Sie, daß die Frau Gräfin sich hier befindet?“ fragte Germain überrascht. —

„Das ist ganz einfach, mein Herr; ich war gestern in d'Arfeuille.“ — „Ah, so!“ machte Germain. „Was Sie der Gräfin mitzutheilen haben, ist also sehr wichtig?“ — „Ich glaube.“ — „Die Frau Gräfin wird ausfahren. Kommen Sie aber immerhin, ich will Sie anmelden. Ihr Name?“ — „Jerôme Gosch, ober vielmehr der Marionettenmann. Die Frau Gräfin kennt mich.“

Germain führte den Besuch in den großen Salon, wo er ihn warten ließ. Dann ging er, die Gräfin zu benachrichtigen.

Gosch stand in der Mitte des Salons, sehr bewegt, den Hut in der Hand. Sein Blick streifte über vier, fünf alte Gemälde an den Wänden. Er vertrieb sich die Zeit damit, daß er sie betrachtete. Plötzlich stieß er einen Schrei der Ueberraschung aus und stürzte auf eines der Bilder zu. Es war ein Porträt in Lebensgröße, und stellte einen jungen Mann von etwa zwanzig Jahren dar.

„Aber das ist ja Leon!“ rief der Alte ganz außer sich. „Das ist seine Stirn, das ist seine leichtgebogene Nase, das sind seine Wangen, seine rothen Lippen, das Grübchen im Kinn, sogar der kleine Schnurrbart; so sind seine Augenbrauen gewölbt, so schaut er aus den dunklen Augen ... er ist's, er ist's! Wenn die Kleider nicht altmodisch wären, ich würde darauf schwören, mein Pflegesohn habe zu dem Bilde Modell gefressen!“

Die Gräfin trat in den Salon; sie konnte ganz nahe zu Gosch treten, ohne daß dieser ihre Anwesenheit bemerkte, so sehr war er in den Anblick des Bildes versunken. Er hörte weder ihre Schritte, noch das Klirren ihres Kleides auf dem Teppich.

„Nun, mein guter Gosch,“ sagte sie, „Sie haben sich also meiner erinnert?“

Er wandte sich lebhaft um und verbeugte sich respektvoll.

„O, Vergebung, Frau Gräfin, Vergebung!“ stammelte er. „Ich ... ich betrachtete ...“ — „Dieses Porträt?“

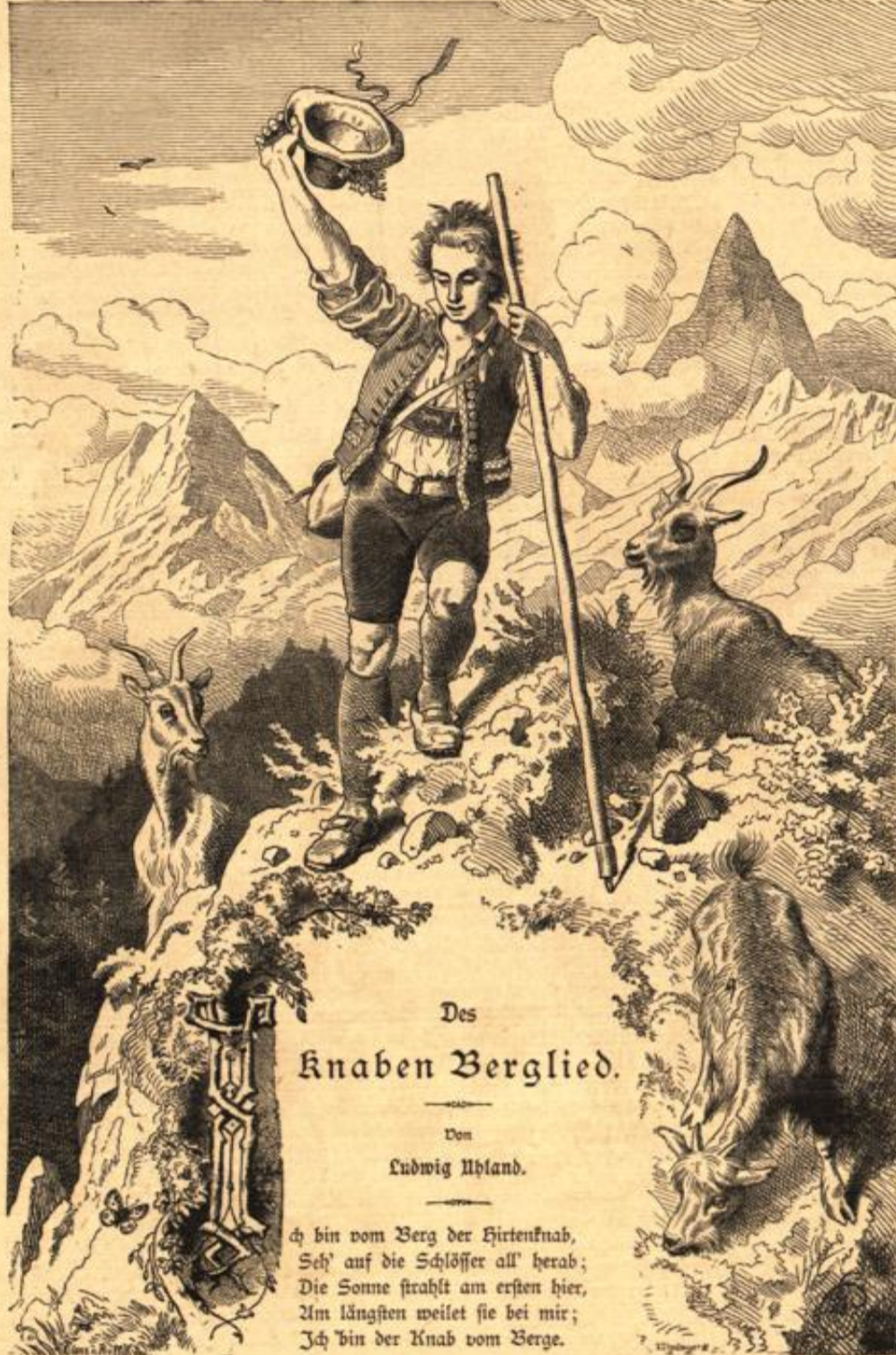
— „Ah! Es ist also ein Porträt! Ein wirkliches Porträt?“ — „Ja. Das des Herrn Grafen von Buffières, meines Gemahls, im Alter von zwanzig Jahren.“ — „Ah! Es ist der Herr Graf?“ — „Sie scheinen sehr betroffen, mein Freund! Fassen Sie sich doch. Es ist ja nicht das erste Mal, daß wir miteinander plaudern.“ — „Sie haben recht, Frau Gräfin. Ich bin nur ein wenig beklommen ... Weiß selber nicht, warum. 's ist schon verüber.“

— „Was sprachen Sie soeben, als ich eintrat? Mir scheint, von Ihrem Sohn.“

Gosch zitterte. „Ja, ja. Ich dachte an meinen Sohn.“ — „Er heißt Leon, nicht wahr?“ — „Leon, ja wohl, Frau Gräfin.“ — „Ist es seinetwillen, daß Sie mich aufsuchten, Gosch? Sie wissen, wie sehr ich Sie schätze. Es würde mich freuen, wenn ich Ihnen oder Ihrem Pflegesohn in etwas gefällig sein könnte.“ — „O, davon bin ich überzeugt, Frau Gräfin. Aber Gott sei Dank, dem alten Gosch geht nichts ab.“

— „Desto besser, mein wackerer Alter. Sie sind also ganz zufrieden?“ — „Einestheils ja, Frau Gräfin. Freilich gibt's immer genug Sorgen, Kummer, Widertwärtigkeiten im Leben. Man ist nie ganz glücklich.“

Die Gräfin nickte. „Ist vielleicht Ihr Pflegesohn undankbar gegen Sie,“



Des Knaben Berglied.

Von
Ludwig Abland.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab,
Seh' auf die Schlösser all' herab;
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weiset sie bei mir;
Ich bin der Knab vom Berge.

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trin' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf;
Ich bin der Knab vom Berge.

Der Berg, der ist mein Eigenthum,
Da zieh'n die Stürme rings herum;
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied;
Ich bin der Knab vom Berge.

Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
„Laß meines Vaters Haus in Ruh!“
Ich bin der Knab vom Berge.

Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
Manch' Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' in's Glied
Und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied;
Ich bin der Knab vom Berge.

lich, und Alles, was geschieht, geschieht nach seinem Willen. Lassen Sie uns auf seine unendliche Güte bauen, und suchen wir durch Wohlthun gut zu machen, was wir im Irrthum Uebles verursacht haben.“

Am andern Tage, gegen zwei Uhr, war die Gräfin im Begriffe auszugehen. Sie war schon angekleidet. Sie wartete auf den Grafen. Sie wollten miteinander das Familiengrab auf dem Friedhofe Montparnasse besuchen. Die Equipage harrte im Hofe. Der Portier stand vor seiner Loge, bereit, das Thor zu öffnen. Da trat ein Mann in den Hof.

wahr?“ — „Leon, ja wohl, Frau Gräfin.“ — „Ist es seinetwillen, daß Sie mich aufsuchten, Gosch? Sie wissen, wie sehr ich Sie schätze. Es würde mich freuen, wenn ich Ihnen oder Ihrem Pflegesohn in etwas gefällig sein könnte.“ — „O, davon bin ich überzeugt, Frau Gräfin. Aber Gott sei Dank, dem alten Gosch geht nichts ab.“

— „Desto besser, mein wackerer Alter. Sie sind also ganz zufrieden?“ — „Einestheils ja, Frau Gräfin. Freilich gibt's immer genug Sorgen, Kummer, Widertwärtigkeiten im Leben. Man ist nie ganz glücklich.“

Die Gräfin nickte. „Ist vielleicht Ihr Pflegesohn undankbar gegen Sie,“

Gosch? fragte sie. „Haben Sie sich über ihn zu beklagen?“ — „Ach, keine Spur! Im Gegentheil! Der liebe Junge! Und doch macht er mir Kummer.“ — „Wie so, Gosch?“ — „Er hat sich an seine Mutter erinnert. Er weint um sie.“ — „Armes Kind! armes Kind!“ murmelte Frau von Buffières, indem ihr Thränen in die Augen traten. — „Er studirte, wie Sie wissen, im Kollegium Sainte-Barbe und war stets der erste Schüler. Jetzt könnte er wohl mit Hilfe seines Geldes und meiner kleinen Ersparnisse eine Carrière machen. Da hat ihn aber plötzlich Kleinmüthigkeit und Trübsinn erfaßt, und er meint: „Wozu arbeiten? Wozu leben?“ Und das bricht mir das Herz, Frau Gräfin. Ich kann ihm nicht helfen! Denn was ihm fehlt, ist eine Familie, ein Name. Ein Anderer würde sich's nicht so zu Herzen nehmen, daß er keine Mutter hat, daß er Niemandem zugehört. Aber er, er hat ein edles Herz, eine stolze Seele, und er leidet — er leidet so sehr!“

18.

Der Marionettenmann fuhr fort: „Sie verzeihen, Frau Gräfin, nicht wahr, daß ich Ihnen das Alles erzähle? Ich beraube Sie damit Ihrer kostbaren Zeit.“ — „Nein, nein, Gosch, im Gegentheil, ich höre Ihnen so gerne zu. Man muß Ihren Sohn trösten. Man darf ihn nicht in seinem Trübsinn lassen.“ — „Ach! Ich will ja gerne thun, was ich kann!“ — „Wenn ich mich recht erinnere an das, was Sie mir einst erzählt haben, Gosch, so ist es ja nicht unmöglich, daß seine Mutter noch lebt, und das muß man ihm einreden.“ — „Leider hat er keine Hoffnung mehr, sie wiederzufinden. Er hat selber Nachforschungen anstellen wollen, und so sind wir eines Tages nach Gray gereist. Er hat sich im Hospital dieses Ortes erkundigt, und hat nichts erfahren können. Darauf hat er mich dort zurückgelassen und ist allein weitergewandert auf jener Landstraße, wo ich ihn, wie ich Ihnen erzählt habe, Frau Gräfin, mit

seiner halbtoten Mutter fand. Der Zufall führte ihn in einen Flecken Namens Saint-Trun...“ — „Saint-Trun!“ wiederholte die Gräfin und näherte sich dem Erzähler. — „Ja, Frau Gräfin. Dort erwarteten seine Erinnerungen immer deutlicher beim Anblick zweier steinerne Hunde, die an einer Gasthaustreppe angebracht sind. Von dort aus trat seine Mutter den unglücklichen Weg in die Schneenacht hinaus an.“

In diesem Augenblick öffnete Germain die Thüre des Salons.

„Der Herr Graf erwartet die Frau Gräfin.“ — „Ich entferne mich,“ sagte Gosch. „Aber ich habe Ihnen noch etwas zu übergeben, Frau Gräfin...“ — „Nein, nein, bleiben Sie!“ rief die Gräfin lebhaft. „Ich muß wissen...“ Und indem sie sich an Germain wandte, sagte sie: „Wir werden später ausfahren. Bitten Sie den Herrn Grafen, sich ein wenig zu gedulden.“

Germain entfernte sich, indem er die Thüre des Salons



Annamirl mir! wend di,
annamirl mir! drach di,
annamirl wann i di ned hed,
annamirl was tat i?

Sitzen zwoar täuberln am tannabam,
flirgn zwoar täuberln dabar
woan i mein schatz in der hirsch an sirdh,
schaug i koan heiling mehr an!

wieder schloß. Gosch hatte aus seiner Tasche die Papiere gezogen, die er mitgebracht hatte. Er reichte sie der Gräfin. „Was ist das, Gosch?“ — „Es sind Papiere, über deren Besitz Sie sich wahrscheinlich sehr freuen werden, Frau Gräfin. Es ist ein Manuscript, eine Art Gedicht in Prosa, dann zwei Briefe. Diese Papiere sind meinem Pflegesohn übergeben worden, und er hat mich beauftragt, dieselben an Sie zu übergeben.“ — „Soll ich dieselben vor Ihnen lesen, Gosch?“ fragte die Gräfin sehr bewegt. — „Nein, Frau Gräfin. Lesen Sie dieselben später allein.“ — „Gosch, wissen Sie, was dieselben enthalten?“ — „Ja, Frau Gräfin.“ — „Was werden sie mir verkünden?“ — „Wenig genug; aber sie handeln von jenem Sohne, den Sie verloren haben, und dessen Sie eines Tages vor mir erwähnten.“

Die Gräfin wurde todtenblaß und ein Zittern überfiel sie. „So gehörten also diese Schriften...“ — „Dem Sohne der Frau Gräfin von Buffières,“ sagte Gosch fest. „Dem, der sich Leon nannte. Das Manuscript ist von seiner Hand, und deshalb sendet es Ihnen mein Pflege-sohn.“ — „Die Schrift meines Sohnes!“ rief die Gräfin. Und mit fiebernder Hand zerriß sie die Umhüllung. Sie öffnete das Manuscript und las gierig einige Zeilen. Aber Thränen verschleierten ihre Augen, und sie drückte auf das kostbare Heft glühende Küsse. „Mein Gott, mein Gott, was werde ich erfahren?“ murmelte sie. „Welche Freude sendet mir der Himmel?“ Sie erhob ihren thränenstimmenden Blick zu Gosch, dessen Antlitz strahlte. „Gosch,“ sagte sie mit heiserer Stimme und bebendem Munde, „wer hat Ihrem Sohne diese Schriften gegeben?“ — „Ein Mann, der sie in Verwahrung gehabt hatte.“ — „Und weshalb hat dieser Mann die Papiere Ihrem Sohne gegeben, eher als einem Andern?“ — „Weil... weil...“ stotterte Gosch, „weil er dachte, sie könnten dazu dienen, ihn die Familie seiner Mutter wiederzufinden zu lassen.“ — „Aber die seines Vaters, Gosch, die seines Vaters?“ — „Leon sucht nicht die Familie seines Vaters, Frau Gräfin.“ — „Ah! Darüber wollen wir sogleich sprechen, Gosch. Aber

jetzt, ich beschwöre Sie, fahren Sie in Ihrer Erzählung fort. Ihr Pflegesohn kam also zufällig nach Saint-Trun, sagen Sie, und erfuhr, daß seine Mutter von dem dortigen Gasthause aus den Weg in die Schneenacht angetreten hat?“ — „Ja, Frau Gräfin.“ — „Er hat sich dann noch weiter erkundigt?“ — „Ja.“ — „Und was hat er erfahren?“ — „Nichts.“ — „Wie, so kennt er noch immer nicht den Namen seiner Mutter?“ — „Ihren Familiennamen wenigstens, Frau Gräfin, der sich nicht in diesen Papieren findet. Er weiß nur, daß seine Mutter Lucile hieß.“ — „Ah! Lucile! Lucile!“ schrie Frau von Buffières auf. Sie preßte beide Hände auf das Herz, als wolle es ihr zerspringen, und erhob ihren strahlenden Blick zum Himmel. Gosch betrachtete sie betroffen. „Fahren Sie fort, Gosch! o, fahren Sie fort! Erzählen Sie mir, wie... Ihr Sohn den Mann traf, welcher ihm diese Schriften gab.“ — „Ebenfalls aus Zufall, Frau Gräfin. Es ist ein alter Bettler Namens Marboche, welcher, wie es scheint, seine Mutter und seinen Vater gekannt hat. Dieser Mann aber hat — aus wich-

tigen Gründen, wie er sagt, Leon den Namen der Familie seiner Mutter nicht nennen wollen.“ — „Das ist seltsam!“ — „Um so seltsamer, als der alte Marboche Leon andere, sehr wichtige Mitteilungen gemacht hat.“ — „Sprechen Sie! Sprechen Sie! ...“ — „Eines Nachts führte dieser Bettler Leon auf den Friedhof.“ — „Weiter, weiter!“ — „Er führte ihn zu einem Grabsteine, der eine schreckliche Inschrift trug.“ — „Wie lautet diese Inschrift, Gosh?“ — „Sie enthielt nur ein Wort und ein Datum; das Wort ist: 'Ermordet'. Und das Datum: 24. Juni 1850.“

Die Gräfin faltete ihre zitternden Hände. „Weiter, Gosh, weiter!“ athmete sie. — „Der alte Bettler sprach zu Leon: 'Dies ist das Grab Ihres Vaters!' ... Darauf erinnerte er sich plötzlich, daß er schon als Kind von seiner Mutter hiehergeführt worden sei, fiel auf die Kniee und betete ein Gebet, das seine Mutter ihn gelehrt hatte, und das sich jählings in seinem Gedächtnisse wiederfand, wie eine lang verlorne Perle.“ — „Und dann? Was that dann der Bettler?“ — „Er war nun überzeugt, daß Leon der Sohn des Ermordeten sei, und sagte ihm, daß derselbe Leon geheissen habe wie er, und daß er von einem schlechten Kerl der Gegend ermordet worden sei, seines Geldes wegen.“ — „Ich weiß, ich weiß, Jean Renaud hieß der Mann, der dieser That wegen zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt worden war.“ — „Wie, die Frau Gräfin weiß ...“ — „Das traurige Ende meines Sohnes, ja, Gosh; aber was ich nicht wußte, das ist, daß das arme Kind, welches Sie von der Straße aufgefunden, ebenfalls mein Kind ist! O Gott der Barmherzigkeit, Du hast Dich unser erbarmt nach langen Prüfungen, und hast unserem hoffnungslosen Alter noch eine selige Freude aufbewahrt! ... O Gosh, Gosh, warum haben Sie meinen Enkel nicht mitgebracht?“

Gosh wurde kleinlaut. „Wir hatten in d'Arfeuille erfahren, daß die Frau Gräfin sich in Paris befände ...“ — „Und weshalb ist er nicht mit Ihnen gekommen?“ — „Darf ich die Wahrheit sagen?“ — „Gewiß! Nun? Sprechen Sie! ...“ — „Nun, Frau Gräfin, Leon erkennt sich keine Rechte zu, und er hat mich beauftragt, Ihnen zu erklären, daß er nichts verlangt, nichts will.“ — „Aber das ist ja nicht möglich!“ rief sie außer sich. „Er ist ja unser Enkel, hören Sie, Gosh? Unser Enkel!“ — „Es ist fast sicher, daß seine Mutter nicht verheirathet gewesen ist, Frau Gräfin ... Es existirt also gar kein Dokument, welches beweist, daß er Ihr Enkel ist.“ — „Im Gegentheil, Alles beweist es, Gosh, Alles! Habe ich denn gegögert, ihn anzuerkennen? Ach, ich begreife das Edle seines Zartgefühls, aber wir wollen seine Strupel schon überwinden. O wie gut ist doch der liebe Gott! Ich weine zum ersten Mal seit Jahren Freudenthränen! Selige Thränen! Wir haben wieder ein Kind, einen Trost, einen Segen! Ach, wie viel hätte ich Sie noch zu fragen, Gosh, aber ich kann jetzt an nichts denken, als an unser Kind! ...“

Sie lief zu einer Glocke, die sie ertönen ließ. Germain erschien augenblicklich. „Bitten Sie den Herrn Grafen, herzukommen!“ rief die Gräfin. Dann sagte sie Gosh bei beiden Händen: „O Gott, wie viel Dank sind wir Ihnen schuldig, wie sollen wir Ihnen das jemals vergelten? ... O, Sie müssen an seiner Seite bleiben, Sie dürfen sich nie von ihm trennen! Uebrigens sind Sie ja sein Wohlthäter gewesen, er wäre undankbar, wenn er Sie von sich ließe, und er ist ja brav, gut, edel ... Ach, wenn ich ihn nur schon sehen könnte! Wie weise, wie gut richtet doch der liebe Gott Alles ein! Sagen Sie mir doch, ist er groß, nicht wahr? und schön? Ich meine, er muß seinem Vater gleich sehen!“ — „Ich weiß nicht, ob er seinem Vater gleich sieht, Frau Gräfin; aber dieses Porträt da gleicht ihm auf ein Haar!“ — „Und Sie sagten, es gäbe kein Dokument, welches beweist, daß er unser Sohn ist!“ rief sie mit kindischer Freude. Die Thüre öffnete sich und der Graf von Buffières trat in den Salon.

19.

Die Gräfin lief auf ihren Gatten zu, faßte seine Hand und führte ihn in die Mitte des Salons. „Herr Graf,“ rief sie mit freudestrahlenden Augen, „wir sind nicht mehr allein und verlassen, Ihr Name wird nicht verlöschen, es bleibt uns noch ein Kind, ein Sohn! O, Sie starren mich an, als ob ich den Verstand verloren hätte! Aber es ist so, es ist ein Wunder des lieben Gottes! ...“ — „Um Gottes willen, erklären Sie sich!“ rief der Graf bebend. — „Sie werden mich sogleich verstehen: Als die arme Lucile aus dem Hause ihres Vaters floh, sollte sie Mutter werden. Und ihr Kind lebt, Herr Graf, es ist in Paris; dieser brave Mann hat es erzogen. Und wie gut erzogen! Dank ihm, ist die arme Waise ein gebildeter junger Mann geworden, der uns keine Schande macht! Ihnen alle Details zu erzählen, dazu ist jetzt nicht der Augenblick, aber alle Beweise existiren von der Richtigkeit der Thatfache, es ist kein Zweifel mehr möglich. Und wissen Sie, wem das Kind ähnlich sieht, der Sohn Leon's von Buffières? Ihnen, Herr Graf, Ihnen! ...“ — „Wenn ich den Herrn Grafen ansehe, finde ich die Ähnlichkeit noch größer als auf dem Bilde,“ sagte Gosh. Der Graf war außer sich. Er richtete sich in die Höhe, und sein ganzes Wesen strahlte, als er bebend rief: „Ein Sohn! Ein Sohn! ... O, jeßt sehe ich, daß Gott mir verziehen hat!“

Und er ergriff die Hände der Gräfin, die er mit Küssen bedeckte. „Ich hätte nicht geglaubt, daß mein Herz noch eine solche Seligkeit fühlen könnte!“ jubelte er. Die Gräfin war wie verklärt. „Gott hat sich Ihrer erbarmt!“ betete sie. — „Er sei gepriesen!“ flüsterte er. Dann wandte er sich an Gosh: „Und weiß Ihr Pflegevater, daß er unser Enkel ist?“ fragte er. — „Ja,“ sagte Gosh. — „Warum ist er dann nicht hier?“ — „Herr Graf ...“

Die Gräfin nahm lebhaft das Wort: „Das will ich Ihnen erklären; Leon — Lucile hat ihm den Namen seines Vaters gegeben — Leon weiß, daß er außer der Ehe geboren ist. Die einzigen Beweise, daß er unser Enkel ist, sind diese Schriften, die mir Gosh in seinem Auftrage überbracht hat. Er will sich ihrer nicht bedienen, er schenkt sie uns. Er will für uns ein Fremder bleiben, da das Gesetz uns zu nichts verpflichtet ...“ — „Er hat Recht,“ sagte der Graf. „Er darf nicht verlangen, aber wir müssen ihm geben.“ — „Ein edler Stolz hielt ihn ab, zu uns zu kommen.“ — „Wir werden ihn aufsuchen.“ — „Das wollte ich Ihnen eben vorschlagen.“ — „Gehen wir ...“ — „Noch ein Wort, Herr Graf.“ — „Sprechen Sie.“ — „Darf ich Sie fragen, was Sie für die Waise thun wollen?“ — „Was man für einen Sohn thut.“ — „Er ist noch nicht der unsrige.“ — „Wir werden ihn adoptiren.“ — „Er braucht einen Namen.“ — „Er wird den unsrigen führen.“

Die Gräfin stieß einen Freudenschrei aus und reichte ihrem Gatten die Hand und rief mit thränenreicher Stimme: „Dank, Dank!“ Dann wandte sie sich an Gosh und fragte: „Sind Sie zufrieden?“

Der arme Jérôme stammelte einige unverständliche Worte, und nicht im Stande, sich zu beherrschen, flossen ihm reichlich Thränen aus den Augen. Die längste Rede wäre nicht bereitet gewesen. „Verlieren wir keine Minute!“ fuhr die Gräfin fort. „Ich sehne mich schon darnach, dieß liebe Kind zu sehen. Ach Gott, wie will ich es lieben!“ Sie gingen in den Hof hinab. Der Kutscher wartete auf dem Boock. Graf und Gräfin nahmen Platz im Wagen. Gosh kletterte zum Kutscher hinauf und der Wagen rollte davon.

Zehn Minuten später hielt er in der Rue Sainte-Genève. „Unsere bescheidene Wohnung ist im zweiten Stock,“ sagte Gosh. „Erlauben Sie, daß ich vorangehe und Ihnen den Weg zeige.“ — „Wir folgen Ihnen,“ sagte der Graf. — „Mein Gott,“ dachte Gosh, „wie erstaunt er sein wird! Was wird er dazu sagen?“

Auf dem Treppenspur blieb er stehen, um den Grafen und die Gräfin zu erwarten. Dann klopfte er dreimal an die Thüre. Das war sein Zeichen, wenn er Abends aus dem Rigolothheater heimkam.

Leon öffnete. „Da bist Du end ...“ begann er. Die Worte erstarben ihm auf den Lippen beim Anblick des Grafen und der Gräfin. Grüßend, wich er doch wie ängstlich zurück. Gosh trat zurück, um die Herrschaften zuerst eintreten zu lassen. Leon begriff noch nicht, aber sein jugendliches Gesicht war voll Licht. „Nun, Herr Graf, erkennen Sie ihn?“ rief die Gräfin. — „Er trägt seinen Geburtschein im Gesicht,“ entgegnete der Graf. — „O Gosh, Gosh,“ rief der Jüngling mit sanftem Vorwurf, „Du hast mich verrathen!“ — „Da hören Sie's, Frau Gräfin, da hören Sie's!“ klagte der Alte.

Da trat die Gräfin strahlenden Antlitzes auf den Jüngling zu und breitete die Arme nach ihm aus. „Leon, mein Kind!“ rief sie. Er blieb unbeweglich, schwerathmend, erbleichend stehen. Der Graf ergriff seine Hand und sagte: „Sie sind unser Kind. Von heute an heißen Sie Leon von Buffières.“ Und indem er ihn sanft in die Arme der Gräfin drängte, fügte er mit ernster und feierlicher Stimme hinzu: „Vicomte von Buffières, umarmen Sie Ihre Mutter!“ Die Arme der Gräfin schlossen sich über ihm. O seliger Gruß!

„Träume ich?“ seufzte Leon. — „Nein,“ hauchte die Gräfin. „Das Glück ist Wirklichkeit!“ — „Aber ich bin ja nichts! ich bin ja nichts!“ rief der Jüngling außer sich. — „Sie sind von heute an unser Kind, unser einziges Kind!“ sagte der Graf. „In drei Tagen schon werden Sie unsern Namen, den ich Ihnen verleibe, mit Recht führen. Und ich und Du, mein Sohn, wollen vereint trachten, die Gräfin, die Mutter Deines Vaters, vergessen zu machen, was sie seit vierzig Jahren gelitten und gebudelt hat. Du sollst die Freude und der Trost zweier einsamer alter Leute sein.“ — „Gosh hat uns Alles erzählt,“ fuhr die Gräfin fort. „Sie suchten die Familie Ihrer Mutter. Sie haben die Ihres Vaters gefunden. Die Familie Ihrer Mutter kennen wir auch; aber Sie haben heute nichts mehr von derselben zu erbitten als Vicomte von Buffières. O, Sie wollten arm und unbekannt bleiben, Sie wollten nicht zu uns kommen? Nun denn, wir sind Sie holen gekommen; wir sind Dich holen gekommen, mein Kind!“ — „Mich holen?“ — „Ja. Du kommst mit uns in das Palais Buffières.“ — „Und Er?“ fragte Leon, indem auf seinen

Pflegevater losging, der schweigend im Winkel weinte. — „Dieser wackere Mann, der Sie erzogen hat, geht auch mit uns. Der so lange Ihr Vater war, gehört ja mit zu unserer Familie.“ — „Vater! ...“ stammelte Leon, „Mutter, o Mutter! ...“ — „Er hat mich Mutter genannt!“ rief die Gräfin närrisch vor Freude. „Hören Sie, Herr Graf! ...“

Noch an demselben Abende bat der Graf von Buffières seinen Freund, Herrn Nestor Dumoulin, ihn am folgenden Morgen zum Frühstück besprechen zu wollen. (Fortsetzung folgt.)



Eine Hochzeit auf der Insel Hydra.

Ich war kaum acht Tage in Athen, als mich mein Freund Antonius Miaulus, der Enkel des berühmten Admirals, auf-forderte, mit ihm die heroische Insel Hydra zu besuchen, die er mit Stolz sein Vaterland nennt und die man in der That als die Wiege der griechischen Freiheit betrachten kann. Sie ist von dunkeln, dem Ansehen und hat feile Ufer, fahlen und unfrucht-baren Boden, keine Bäume und keine Quellen. Und doch, einen Baum hat sie — die Fichte des Kolokotronis. Dieser merk-würdige Kriegerheld wurde im Februar des Jahres 1825 von der provisorischen Regierung, gegen die er die Waffen ergriffen hatte, in dem Kloster des Propheten Elias eingeschlossen, welches den hohen und gleichnamigen Berg in der Mitte des Gilandes krönt, und hier steht die oben erwähnte Fichte, in deren Schatten der unter freiem Himmel geborene greise Krieger auszuruhen und mit seinem trotzigen Auge über das Meer nach Hilfe von den vater-ländischen Küsten auszusuchen pflegte.

Was indessen vorzugsweise dazu beitrug, diesen kurzen Auf-enthalt interessant für mich zu machen, war, daß währenddem ge-rade eine Hochzeit in alter patriarchalischer Weise gefeiert wurde, das heißt mit Beobachtung all' der sonderbaren und sinnreichen Gebräuche, welche zum Theil als etwas Griechisches an das klas-sische Alterthum, zum Theil als etwas Orientalisches an das Judenthum, zum Theil als etwas allgemein Menschliches an ein den verschiedensten Völkern und Zeiten Gemein-sames erinnern und denen immer, auch wo die Eingeborenen sich dessen nicht mehr be-wußt sind, eine originelle Symbolik und eine gewisse Poesie zu Grunde liegt, die man jedoch, weil sie zugleich übernatürliche Wirkungen und innewohnende Zauberkräfte voraussetzen, Aber-glauben zu nennen pflegt und absichtlich nach und nach in Ver-gessenheit gerathen läßt.

Es war eines Sonntags früh, da schien es auf der Insel Hydra zu ungewohnter Stunde Fastnachtsummenschanz zu geben. Die Männer hatten Frauenkleider, die Frauen Männerkleider an, und von Fiedlern und Zitherpielern geleitet, schwärmten sie singend und tanzend in den reinlichen Straßen der Stadt umher. Endlich theilt sich der Schwarm in zwei Hälften: die eine zieht nach einem unten am Markte, die andere nach einem weiter oben gelegenen Hause, nach dem Kloster zu.

Es sind die Hochzeitsgäste, welche, am Mittwoch vorher von einer Frau aus der Verwandtschaft der Braut und von einem Mann aus der Verwandtschaft des Bräutigams dazu eingeladen, nun gekommen sind, die Brautleute zu schmücken. Die Verlobten haben zusammen das schöne Alter von dreißig Jahren; der Bräutigam heißt Georgios, die Braut Basiliki.

Georgios hat bereits die türkischen dunkelblauen Pumpholen und die kurze Jade an, die Tracht der Hydrioten wie aller Be-wohner der Inseln und Seefräde, nach welcher sie, im Gegen-satz zu den himmeländischen Fustaneladen, Bratalen (Behofste) genannt werden. Jezt wird ihm noch ein langes Kamisol ohne Kermel, das ebenfalls türkische Vinişi (αογία) übergemorfen und um den Kopf ein buntemaltes Tuch gewunden, dann auf seine rechte Schulter eine Tags vorher aus Wehl und Honig gebadene Kiesen-bretel gelegt, zulezt ein Degen, das Zeichen seiner eheherrlichen Obergewalt, umgehängt.

Zur selben Zeit wird der Braut in ihrem Hause von den Freudenbinnen das Haar gekämmt und gestochten und ein gleiches Kamisol wie dem Bräutigam übergemorfen. Dann verhalten sie ihr das Haupt mit einem weißen, an beiden Enden schwarz ge-färbten und mit Franzen besetzten Schleier, so daß ein Ende über den Kopf, das andere über die Schultern herabhängt. Der Schleier und die beiden Kamisole gehören der Gemeinde, die sie zu diesem Zweck darleiht: nach der Hochzeit werden sie zurück-gegeben und für das nächste Brautpaar aufbewahrt. Ueber den weißen Schleier stecken die Brautjungfern Basiliki einen prächtigen Reiherbusch, das sogenannte Δεγογύρα (türk. sorgudsch), und endlich bedecken sie ihr das Gesicht mit einem zweiten feuerrothen, durchsichtigen und goldbesetzten Schleier, der, bis auf die Erde reichend, an das römische Flammum erinnert. Nun wird sie auf einen Stuhl gesetzt und erwartet so regungslos und stumm, die Augen auf dem Boden geheset, eine neue Ariadne, die Ar-kunft ihres Bacchus, während ihre Freudenbinnen umherstehen, ihre den Schweiß abwischen und gleichsam eine aldobrandinische Hoch-zeit stellen. Ist es so weit, so wird der Bräutigam vom Braut-führer abgeholt, und nun macht er sich mit der gesammten Freundschaft und Verwandtschaft zu seiner Nymphe auf.

Von härtigen Popen geführt, fahnen an der Spitze, tanzend, singend, musizierend und schiefend, wälzt sich der bachantische Zug nach dem Nagos auf dem Marktplatz. Sie schiefen, was das Zeug hält; sie schiefen wie bei der Auferstehung: wozu wäre denn Hochzeit, wenn nicht geschossen würde! „Evoe! Evoe! Er kommt! Bacchus ist unterwegs!“ Wiehald helfen die Frauen der Braut vom Stuhl auf, und in der Mitte des Zimmers stehend und durch's Fenster lugend, sieht sie, wie

Ihr Verlobter draußen seinen Degen zieht, damit in den Thürpfeilern drei Kreuze rührt, dann die Bregel von seiner Schulter nimmt, sie mit dem Schwerte viertheilt und die Stücke in das Haus hineinwirft, wo sie von der heirathslustigen Jugend begierig aufgefangen werden. Nach dieser Ceremonie zog sich der Bräutigam zurück und wartete vor der Thür; unterdeß ging sein Bruder oder ein anderer Verwandter hinein, begrüßte die Braut und überreichte ihr im Namen des Bräutigams einen silbernen Ring, worauf das übrige Gefolge eintrat und Einer nach dem Andern in eine von der Braut emporgehaltene Schüssel eine Silbermünze warf.

Als die Opferung, bei welcher für das junge Paar eine erhebliche Summe Zwanziger zusammenkam, beendet war, erschien die Brautmutter in der Thür, begrüßte den Schwiegerjohn dreimal und steckte ihm einen goldenen Ring an den Finger, und zum Zeichen, daß er immer auf Silber wandeln möge, eine silberne Münze in die rothen Schuhe. Auch in Ostpreußen wird der Braut am Hochzeitstage Geld in den Schuh gelegt, und dem Verfasser ist ein Fall bekannt, wo in einem reichen Hause die Braut, in Ermanglung kleinerer Münze, einen Hundertthalerschein in den Schuh gesteckt bekam, der vergessen und erst lange nachher ganz zerlantz wiedergefunden wurde. Darauf schenkte die Mutter dem Bräutigam ein seidenes Taschentuch und gab ihm, wie der Bischof dem Firmling, vielleicht um ihn auf die Leiden der Ehe vorzubereiten, eine derbe Ohrspeiße, so daß er einen ganz rothen Backen davon bekam, und dergleichen Liebeslösung ward er auch von den anderen Frauen gewürdigt, die der Reihe nach hinzutraten, ihn erst obersiegend, dann wie zur Ruhe ein Tuch auf seine Schultern legend. Es gedhrte wahrhaftig ein gut Theil Geduld und Standhaftigkeit dazu, gleich jenem Gerechten in der Bibel einen Backenstreich nach dem andern zu empfangen, und dabei, wie es die Sitte verlangt, ruhig und unerschütterlich auf seinem Platze zu bleiben. Eine Frau war eigens dazu angestellt, dem Aermsten den herabrinneuden Schweiß abzutrocknen, während ihm eine andere die Schnupftücher von der Schulter nahm, um sie zusammenzulegen und bis zu seiner Rückkehr in's Elternhaus zu verwahren. Endlich war unser Georgios zum Ehemann geschlagen und das Zeichen zum Aufbruch konnte gegeben werden. Die beiden Schaaeren vereinigten sich; die Braut, welche inzwischen zu Pferde gesaigen, wurde in die Mitte genommen, und so ging's vorwärts zum Tempel.

Die Trauung heißt bei den Griechen Bekränzung (στέφανωμα), und eine Bekränzung nicht bloß der Braut, sondern auch des Bräutigams bildet in der That die vornehmste Ceremonie dabei. Nachdem der Priester das Paar eingeseget hat, werden Kränze aus Ephen und Rosmarin, auch aus Kornähren und Lilien, den Symbolen der Fruchtbarkeit und Reinheit, Braut und Bräutigam auf's Haupt gelegt und Johann von dem Papas und dem Brautführer dreimal herüber- und hinübergetauscht. Ebenso werden die beiden Ringe, welche der Geistliche vom Altar nimmt und dem Brautpaar ansteckt, verschiedene Male, noch öfter als die Kränze, unter einander gewechselt; zum Schluß verbleibt der goldene Ring dem Bräutigam, der silberne der Braut, weil das Gold der Sonne dem männlichen Naturprinzip, das Silber des thauspendenden Mondes dem weiblichen Naturprinzip geweiht ist. Hierauf wird das Paar dreimal unter einem über ihre Häupter gehaltenen Schawl um den Altar herumgeführt. Der Schawl oder Brauthimmel erinnert auffällig an die Chuppe, ein auf vier Stangen ruhendes Zelt, welches bei den Juden, und an das Fell, ein großes seidenes Tuch, das in Finnmarken über den Häuptern des Brautpaars wie ein Baldachin gehalten wird; die Kränze sind ein Pendant zu den Todtenkränzen, die man den siegreichen Kämpfern aufsetzt, denn Hochzeit und Tod lösen sich in den Tiefen des Lebens wie im Traume gegenseitig aus, und eine Ahnung dieser Verwandtschaft läßt die Menschheit beide Feste mit denselben Blüten, denselben Gewändern, denselben Symbolen, denselben Blumen feiern.

Im Moment der Einsegnung kniete der Bräutigam auf die vorgelegte Schleppe der Braut, um das sogenannte Kestelknüpfen zu verhüten, welches Zauberer und Zauberrinnen vollziehen können, wenn sie den Namen der Brautleute wissen und ein Stück von ihren Kleidern oder Haare von ihnen besitzen. Drei unter Herabführung gewisser Zaubersprüche an einem Leidensteine oder sonst einem gefährlichen Orte geschlungene Knoten machen nämlich denjenigen impotent, zu dessen Nachtheil sie geschlungen werden. Nach germanischem Volksglauben ist es Frau Holle, die sich damit abgibt, Kesteln zu schürzen; als solche betrachtet man z. B. die Moosstroosen, moosartige Auswüchse an den wilden Rosenstöden; auch die in Wasserlöchern vorkommenden, aus langen, dünnen Fäden bestehenden Gewächse, welche einem unentwirrbaren Gespinnste gleichen und deshalb Kirshaare oder Höllehdöpfe heißen, rechnet man dazu. Der Aberglaube schreibt diesen Kesteln nicht nur die Kraft, zu binden, sondern auch die, zu lösen, die Kraft, Liebe zu wecken, zu.

Die Trauung war vorüber; die festliche Versammlung zog in derselben Ordnung, wie sie gekommen war, aus der Kirche zu dem Hause des Bräutigams zurück. Die Braut schloß den Zug; mit gefalteten Händen, auf die Arme der beiden Brautführer, ihrer nächsten Verwandten, gestützt, ging sie, rückwärts gelehnt und mehr mit den Hacken als mit den Sohlen auftretend, ganz langsam weiter; sie machte kaum fünf Schritte in der Minute; so mußte sie, um nicht besprochen zu werden, im ganzen Orte herumhampeln und die Glückwünsche der Bewohnerschaft anhören, bis sie an das Haus ihres Bräutigams kam. Hier bestrich sie mit einem Granatapfel, den sie bei sich trug, dreimal kreuzförmig Schwellen und Pfosten der Thüre und warf ihn dann mit aller Gewalt in's Haus hinein, so daß die Schale platzte und die korallenartigen, dicht beisammenliegenden Samenkörner, seit den ältesten Zeiten Symbole der ehelichen Fruchtbarkeit, auf dem Boden umhergestreut wurden. Aber noch durfte sie nicht eintreten; sie mußte warten, bis die Eltern des Bräutigams herauskamen, welche die neue Tochter empfingen, erst sie, dann ihren Sohn umarmten und Beide dreimal begrüßten. Hierauf legte ihnen der Vater einen runden Kuchen, ein Stück Käse und ein bißchen Schöpferspeck auf die Schultern, umschlang Beide mit einem Handtuch und schleppte sie daran in das Haus. Dieses Handtuch, von Baumwolle und an dreißig Ellen lang, *Mosala* genannt, soll gleich dem Käse und dem Schöpferspeck eine sinnige Hindeutung auf das lange, den Brautleuten gewünschte Leben, deren Haare so weiß wie Hammelsfell und Schlauchläse werden sollen, zugleich aber auch ein greifbares Sinnbild der unzerstörbaren, Mann und Frau umschlingenden Ehebande sein, wie man an anderen Orten

in derselben Absicht die Neuvermählten mit Riemen zusammenzubinden pflegt.

Beim Eintritt in das Haus mußte die Braut auf ein Sieb treten; hinterläßt der Fuß einen starken Eindruck, so hat sie damit die sicherste Probe ihrer Keuschheit abgelegt.

Den Brautleuten führte der ganze Schwarm der Hochzeitsgäste nach, und ein endloses Schreien und Jauchzen und Glückwünschen begann. Inzwischen schütteten die Frauen Baumwollsamens, Reis, Hafensäße, Konfekt und andere Zeichen des Wohlstandes, namentlich auch Goldstücke, über das Brautpaar aus, während ihnen die Mutter Honig und Mandeln, mit Sesam gemischt, in einem Becher reichte; denn nicht bloß von unerschütterlicher Treue, sondern auch voll lieblichen und süßen gemeinsamen Genusses soll die Ehe sein. Die Gäste bekamen getrocknete Feigen und Rosinen und ein Gläschen Rosoglio (*rosolio*). In Rom ist man zum neuen Jahr so viele Rosinen wie möglich, damit es Einem im Laufe desselben nicht an Geld fehle.

Nun endlich begann das Hochzeitsmahl, das bis gegen Mitternacht dauerte. Bei demselben wurde der Braut von dem Gatten der Schleiter ausgehoben: ein feierlicher und mit besonderen Gesängen begleiteter Moment.

Die Hochzeit dauerte acht Tage, und acht Tage lang ruhten alle Geschäfte, feierten alle Kaufleute, ganz Hydra schien ein Schlaraffenland zu sein. Am Dienstag nach dem Essen begab sich die Braut, einen Krug voll Wein tragend, mit allen Verwandten und Gästen zum guten Brunnen, den sogenannten *kala pyrgia*, will sagen zu der Quelle, aus der sie künftig ihren Wasserbedarf zu entnehmen hat; es wurde zu dem Ende ein neuer Hochzeitszug veranstaltet, bei dem nur der Bräutigam fehlte, welcher bei seinen Eltern bleiben und das Haus hüten mußte, bis die Woche um war.

Vor dem Brunnen hielt der Zug und schloß einen Kreis um denselben; die Braut trat vor, legte ein Fünfflepfestück (*sva pentakoi*) auf den Rand des Brunnens, tippte es dreimal mit dem Finger an, zählte: eins, zwei, drei, und ließ es bei drei in die Tiefe fallen. Hierauf ging sie mit ihrem Krug in der Hand dreimal um den Brunnen herum und schüttete den Wein hinein. Nun sang die ganze Gesellschaft an zu jauchzen und zu springen, der Gevatter forderte die Braut zum Tanz auf, dasselbe thaten auch die Anderen der Reihe nach. Dieser von Gesang begleitete Rundtanz dauerte bis gegen Sonnenuntergang, dann trat die Braut wieder an den Brunnen, füllte ihren Krug mit Wasser und kehrte mit ihrem Gefolge nach Hause zurück, wo sie der Bräutigam an der Thür erwartete.

Hier angekommen, goß sie ihm zunächst Wasser zum Waschen über die Hände, als Zeichen der Unterordnung unter ihren künftigen Gebieter; dann füllte sie aus ihrem Krug ein leeres Trinkgefäß, das er in die Hand nahm, und nun begannen sie Beide, er im Hause, sie draußen stehend, sich gegenseitig zu besprühen. Bald drängten aber Alle wieder unter *Evoc*- und *Zito*- (*Sito*, *Sivat*) Rufen in's Haus hinein.

Waschwasser wird auch in den vornehmsten Häusern Athens nach dem Mittagmahl dem fremden Gaste von der Tochter des Hauses dargereicht.

Am achten Tage beging man im Hause der Braut den sogenannten Nachtag, d. i. die Gegenhochzeit, bei welcher der Brautvater den Schmaus auszurichten und dem Schwiegerjohn die versprochene Mitgift, ungefähr fünfzig türkische Piafter, zu behändigen hatte. Zum Schluß gaben alle Hochzeitsgäste dem jungen Paare das Geleit zu dem neuen Hause, welches, altem Herkommen gemäß, der Bräutigam vor seiner Verheirathung zu bauen, die Hochzeitsgesellschaft aber auszumöbliren hat. Wie die Heirathsmännchen schafften sie alle nothwendigen Geräthe, Der eine Bank, Der einen Teppich, Der eine Schlüssel herbei, so daß sich die leeren Räume im Handumdrehen und wie in einem Märchen füllten — „ein Märchen freilich,“ bemerkt mein praktischer Freund, „das auf Gegenseitigkeit beruht.“ Ehe sie einzogen, trich die Braut mit Honig vier Kreuze an die Thür, während die Männer mit ihren Dolden Kreuze in den Thürsturz richteten. So zierte die altrömische Braut, ehe sie die Schwelle ihrer neuen Wohnung betrat, die Thürpfeilern mit Schweine- oder Wolfsfell; so wirft in Ostpreußen noch heute die junge Frau Brod, Salz und Speck vor sich in's Haus hinein. *Crescant et multiplicent.*

(Aus: „Mediterranea.“ Von Rudolph Kleinpaul. Leipzig. J. A. Brockhaus.)

Während desfahrens.

Auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens hat der Belgier Henrez einen genialen Vorschlag gemacht. Dieser Ingenieur will auch den kleinen Ortschaften die Vortheile der Schnellzüge zuwenden, indem er eine Einrichtung empfiehlt, durch welche die Reisenden aus und nach diesen Orten die Hülfszüge mitten in der Fahrt bestiegen und wieder verlassen. Zu diesem Zwecke will er Wagen nach amerikanischem System bauen, welche vorn, wie die bekannten Rowan'schen Dampfmaschinen, eine Dampfmaschine und dahinter eine von der Maschine zu drehende große Trommel beherbergen, um welche ein Kabel gewunden wird. Sollen nun, um ein Beispiel herauszugreifen, die Frankfurt-Mainzer Schnellzüge dem Dorf Raunheim zugänglich gemacht werden, ohne daß ein Aufenthalt dadurch entsteht, die Reisenden aus dem Orte den auf einem Nebengeleise stehenden Henrez'schen Wagen, welcher hierauf mit dem ebenerwähnten, mehrere hundert Meter langen Kabel verbunden wird. Letzteres endet zwischen den Schienen des Hauptgeleises in eine sehr starke Feder und einen noch stärkeren Ring, welcher, angeblich ohne erheblichen Auf, von dem letzten Wagen des Schnellzuges geführt wird. Dieser Zug schleppt nun das Kabel mit, welches antererwärts von der Trommel des Anschließwagens aufgewunden wird, und nach Verlauf etwa einer Minute löst der Wagen aus Raunheim an den letzten Wagen des Hülfszuges, der aber ebenfalls nach amerikanischer Art gebaut sein muß, was der Erfindung des Herrn Henrez in Europa ein erhebliches Hinderniß entgegenstellt. Die Kleinstädter gehen nun mit Saß und Pack in den Schnellzug über, während die Reisenden nach Raunheim sich in den Anschlußwagen begeben, der nach erfolgter Loskuppelung zurückfährt.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Wiße.

Graf Starbed, der Erbauer und langjährige Leiter des Bamberger Theaters (Galizien), war als Theaterdirektor der geistigste Mensch von der Welt. Besondere Kämpfe hatte in dieser Richtung der mit einer wundervollen Stimme begabte, leichtlebige Tenor, Herr v. Sabakly, mit ihm zu bestehen. Nicht genug, daß er fast täglich Vorhauß nahm, mußte Graf Starbed wiederholt Schulden für ihn bezahlen, um den für ihn unentbehrlichen Sänger vor dem Gefängniß zu retten. Für diese großen Verluste suchte sich Graf Starbed durch kleine Pladerieen zu entschädigen. Die komische Oper: „Johann von Paris“ zum Beispiel wurde einstudirt, fand großen Beifall und kam daher gleich im Laufe des ersten Winters mehr als ein Duzendmal zur Aufführung. Sabakly hatte während einer Pause ein Huhn auf der Bühne zu verzehren; es war dieß vom Librettisten vorgeschrieben und in keiner Weise zu umgehen. Sabakly war jedesmal bei gutem Appetit und aß das Huhn in der That vollständig auf. Bis zur vierten Vorstellung sah ihm Graf Starbed aus seiner Loge mit stiller, immer wachsender Enttäufung zu. Während der vierten Vorstellung brach er in echt polnische Verwünschungen aus und schwor, daß er die Verschwendung von täglich achtzig Pfennig — so billig waren damals die Hühner in Galizien — nicht länger dulden werde. Bei der fünften Vorstellung wurde auf speziellen Befehl des Grafen ein „Theaterhuhn“ (aus Papp) aufgetragen, und damit Sabakly das Essen besser marfiren könne, war demselben ein kleines Weißbrod zu zwei Kreuzer beigelegt. Sabakly roch den Braten oder vielmehr er roch ihn nicht und rächte sich dafür, indem er Messer und Gabel ergriff und das Theaterhuhn in wahrhaft mörderischer Weise transchirte, so daß es für immer erledigt war und der Graf einen Verlust von fünf Gulden erlitt. Graf Starbed war indeß nicht nur sparsam, er war auch eigensinnig. Er ließ also ein neues Huhn von Papp anfertigen und fügte demselben bei der sechsten Vorstellung ein Bröckchen und eine Wurst bei. Sabakly aß das Bröckchen, aß die Wurst und vernichtete dann das Huhn aus Papp ebenso grausam wie das erste Mal. Bei der nächsten Vorstellung kam wieder ein Huhn, dießmal ohne Brod und Wurst, aber ein solides Huhn, dem Sabakly mit dem Messer nicht beizukommen im Stande war. Nachdem er sich tüchtig abgeplagt und der Graf in seiner Loge weidlich gelacht hatte, gab er für dießmal die Partie verloren. Das Huhn war aus Holz mit fast empfindender Naturtreue nachgeahmt und von Künstlerhand bemalt. Schon triumphirte Starbed, aber bei der Reprise zog Sabakly mit der ernsthaftesten Miene von der Welt eine große Säge aus dem Gebüsch hervor und begann das Holzhuhn damit zu zerlegen. Zuerst fingten die Kollegen laut zu lachen an, dann das Publikum und endlich auch Graf Starbed. — Fortan wurde wieder ein wahrhaftes Brathuhn zubereitet, und der Graf ergögte sich ebenso wie das Publikum an dem trefflichen Appetit des jungen Sängers.

Zurückgewiesener Vorwurf.

Richter: Sie müssen sich in sauberer Gesellschaft herumtreiben!

Angeklagter: Seit zwölf Jahren habe ich stets mit den Herren Richtern zu thun!

In der Physikunde.

Professor: Nach all' dem Vorkausgeschickten können Sie, Fräulein Anna, uns vielleicht die Definition einer Flamme geben. Fräulein Anna: Entschuldigen Sie, Herr Professor, dazu bin ich noch zu jung.

Bedenkliche Zustimmung.

„Sie glauben nicht, es gibt Hunde, die klüger sind als ihre Herren.“

„Ich weiß, ich hab' selbst so einen.“

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthfels Seite 227:

Weihnachten.

Blumenräthsel.

Meine Krone, auf dem Throne, Sind gar mächtig, hoch und hehr. Meine Leuchten leuchten, Krahlen Prächtig schon im Flammenmeer.

Und das Ganze, eine Blume, Blühet auf dem Felde nur, Ihre goldnen Blüten duften Weithin durch die stille Flur.

Auflösung der Charade Seite 227:

Barbar.

Mit dieser Nummer wurde ausgegeben Nr. 13 des neunten Jahrgangs

„Deutschen Romanbibliothek“.

Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark pro Quartal, in 14 tägigen Heften nur 35 Pf. pro Heft.

Die bis jetzt erschienenen Nummern dieses neuen Jahrgangs enthalten neben einem reichhaltigen Feuilleton:

Kaiserin Elisabeth, Roman von Gregor Samarow. Im Dramontan, Roman von E. v. Dindlage. Die Sturmhexe, Roman von Gräfin M. Reyslering.

Soeben hat neu begonnen: Die Rache ist süß.

Roman von L. von Bischoffshausen.

In das Abonnement auf den neunten Jahrgang von „Deutsche Romanbibliothek“ kann sofort eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man „Illustrirte Welt“ bezieht.

Stuttgart. Die Verlagsbuchhandlung: Eduard Hallberger.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. A. J. in Berlin. Nicht für uns geeignet. Auch kein Honorar für U. bei uns ausgeht.

Hrn. O. L. in Leipzig. Allerdings sind dem Dichter Freiheiten gestattet — aber Verse, wie z. B. jene der betrübten Adelin:

„Mein Herz ist glühende Lava Von bitterem Herzeleid, Seitdem mein liebster Kava-Geist ist so weit“ —

überschreiten das Maß des Erlaubten doch um ein klein wenig. Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln, Räthselräthseln u. sind uns zugetommen von: Krlm. Gisela und Hedwig Klein, Wien; Bertha Krapp, Wagingen; Frau Velleng, Steele; Juliana Bergbauer, Röhren; Dr. R. Hiller, Innsbruck; Geschäftspersonal von A. Sivinna, Oppeln; A. Ruschdel, Barmen; Elise Gerhards, Jever; A. Riedinger, Gernsdorf; J. H. D. Braunschwieg, W. Sengler, Bommern; L. Renfert, Heidelberg; H. Hennig, Schweidnitz; R. Dehmel, Hirschberg; G. Sihan, Schöningen; W. Müller, Frankenthal; Ph. Renhardt, Köln; W. Hoppe, Erfurt.

Hrn. R. Schulze in Berlin. So hübsch die Verse sind — wir können sie nicht abdrucken. Weniger Trauriges.

Hrn. G. J. G. in Olten. Wo „sämmliche Werke“ steht, ist die Handlung verpöchtelt, auch diese zu geben, — wo es jedoch nur heißt: „Werke“ — eine Auswahl. Fragen Sie mittels Postkarte bei der betreffenden Handlung an.

Hrn. L. Blum in L. Zu einseitig und traurig. Weisthänge in Leipzig. 1) Beim Spiel gibt's keine Höflichkeit, der Portier, welcher den Tisch gewinnt, nimmt diesen. 2) Der Muskel. 3) Nimmt man es als Begriff abstractum, sonst concretum.

Hrn. P. Blin. Sie müssen Vater, Mutter, Vormund damit betrauen. Hr. Anton S. in Thorn. Nicht für die „Illustrirte Welt“ geeignet.

Hrn. M. A. in U. Der Verein heißt bis jetzt noch: „Preussischer Beamtenverein“, aber auch Nichtpreußen steht der Beitritt offen. Die Direction des „Preussischen Beamtenvereins“ in Hannover verleiht sämmtliche Druckfaden des Vereins gratis und franco: 1. Prospekt; 2. Der preussische Beamtenverein, seine Ziele und Einrichtungen; 3. Die Reglements u. Cambrinus in L. Ja — wenn nicht gar zu klein.

Kerzliche Korrespondenz.

Hrn. Fr. B. in Bochum. Narben, welche von früheren Drüsenleiden zurückgeblieben sind, kann man weder durch Medicamente, noch durch Einreibungen entfernen. Falls die Narben entstellende Form angenommen haben, können solche durch eine chirurgische Operation in

ihrem Aussehen gebessert werden; ob aber eine solche im vorliegenden Falle am Platze, hängt von persönlicher Untersuchung eines Arztes ab. — Dr. St.

Frau L. S. in Oberhein. Eine in neuerer Zeit vielfach empfohlene Heilmethode gegen das angefragte Leiden ist eine geeignete Elektricitätsbehandlung, welche von Seiten eines tüchtigen, in dieser Spezialität erfahrenen Arztes anzuwenden ist. — Dr. St.

Eine besorgte Mutter in Königsberg. Das Hervortreten der Augen beim Schreien des Kindes ist nicht die Folge der angewandten künstlichen Darmentleerung, sondern einzig und allein durch heftiges Schreien und die abweichenden Muskelanstrengungen bedingt. — Dr. St.

Hrn. G. M. Abonnent in D. Das „Institut“ beruht nicht auf Solidität. Hier handelt es sich, wie bei den meisten gegen „Schwächezustände“ angepriesenen Heilmethoden, einzig und allein um schöne Gelderpressung. Die Homöopathie hat mit der Sache nichts zu thun und dient hier nur als Ausschlagsgeld. — Dr. St.

Abonentin in Frankfurt a. M. Wegen die natürliche Disposition mangelnder Körperkräfte bei sonst vollständig gesunden Körperverhältnissen gibt es keine Medicamente. Einem Menschen ist die Neigung zur Körperkraft, dem andern diejenige zur Magerkeit angeboren. Uebermäßige Körperkraft läßt sich durch geeignete Diät und gewisse Mineralwasser Manches thun. Dagegen ist, um Rauschen ein Fettpolster zu verlieren, kein Heilmittel und kein Kraut gewachsen. — Dr. St.

Hrn. J. B. Techniker in Chemnitz. Zur Entfernung des grünlichen Anlaufs an den Zähnen müssen Sie sich an einen Zahnarzt wenden, welcher mit geeigneten Instrumenten den Belag entfernt. Um später die Wiederholung dieses grünen Anlaufs zu vermeiden, müssen die Zähne täglich zweimal mit neutralen, seifenhaltigen Zahnpulvern gereinigt werden. — Dr. St.

Hrn. B. G. in Barmen. Zur Beseitigung der braungelben Färbung der Haut, welche durch vielen Aufenthalt im Freien und durch Sonnenbrand entstanden ist, gibt es keine todesähnliche Wasch- oder Heilmittel. Die Färbung verliert sich vielfach von selbst, wenn man sich den früheren Ursachen nicht mehr aussetzt. — Dr. St.

Hrn. A. F. in Saybusch und Cromwell 20 in Saalfeld. Ohne persönliche Untersuchung ist es nicht möglich, einen ärztlichen Rath zu ertheilen. — Dr. St.

Hrn. D. H. in München. Gegen das angefragte Leiden hat sich die Anwendung des jodogenen constanten galvanischen Stromes (Elektricitätsbehandlung) in vielen Fällen bewährt. Ob auch bei Ihnen eine derartige Kur am Platze, siehe sich nur durch persönliche Untersuchung von Seiten eines in diesem Zweige der Heilkunde speciell erfahrenen Arztes bestimmen. Ein Spezialarzt ist uns in der betreffenden Gegend nicht bekannt. — Dr. St.

Redaktion: Carl Hallberger. Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die „Donna Anna“, Roman von Rosenthal-Bonin. Fortsetzung. — Der Glanzmarkt in Krakau. — Am Graben in Prag. — Der Klub der Ehefrauen, eine ernsthafte Geschichte von G. Hermitin. — Weihnachts in Kanada. — Wollmilchthummi. — Fischeladen, Roman nach Emile Richebourg von Emile Racana. Fortsetzung. — Des Knaben Berglieb, von Ludwig Uhland. — Aus Natur und Leben. — Humoristische Blätter. — Bilderzähl. — Blumenräthsel. — Kleine Korrespondenz. Illustrationen: Der Glanzmarkt in Krakau, nach dem Gemälde von A. Sádna. — Fischeladen: Gosh stand in der Mitte des Salons, sehr bewegt, den Hut in der Hand; Da trat die Gräfin Krakowen Antiques auf den Hügel zu. — Am Graben in Prag, nach einer Skizze von A. Krähner. — Weihnachts in Kanada. — Des Knaben Berglieb. — Zwei Silhouetten.

Ankündigungen.

Die 2mal gepulverte Nonparillergeste 60 Pf.

In allen Buchhandlungen zu haben das für Jedermann nützliche Buch:

Der neue Hausarzt.

Ein Rathgeber für alle erdenklichen Krankheiten, vorzüglich für die, welche an Frauen üblich, fehlerhafter Verdauung, Verfaulung, Dyspepsie, Gliederreizen, Krämpfen, Schmorrböden und Hautkrankheiten leiden, mit einer nützlichen Handreichung. Nach Aufsatzen und Tisot bearbeitet.

Neu Aufl. — 2 Mark 50 Pf.

Auch ohne Hinzuziehung eines Arztes kann man sich durch dieses nützliche Buch von allen vorkommenden Krankheiten heilen. Krankliche Buchhandlung in Cuedlinburg.

Bosco's

Vexir-Jux-Album

für Pianoforte.

Das Album enthält, was je leicht, durch das man sofort ganz leicht die frappantesten Ueberrassungen, eine nie geahnte, an das Wunderbare grenzende Unterhaltung u. laubern kann und dabei reichliche Vergnügen erzieht.

Für nur 5 M. von S. Wähle, Dresden-Plauen.

Oelfarbendruck-Gemälde, vorzügl. d. Oelgemälde, ästhet. ähnl., u. berühmt. Meisner, die d. Oelfarbendruck-Verein „Concordia“, Berlin, Poststr. 17. Illustr. Kataloge grat. u. franco.

Bode & Trone, Hannover, Fabrik feuer- und diebessicherer Geldschränke.

empfehlen: Diebstahlsichere Kassetten

elegant gearbeitet, Mantel und mitreißt mit Schlüssel.

Nr. 1 2 3 4 5 6 7

Länge cm. 14 16 20 24 30 35 40

Breite cm. 10 12 15 18 20 25 30

Höhe cm. 6 8 10 12 14 16 18

Preis M. 9,50 10,50 13,50 19,50 24 32 40

incl. Berg. in einer Kiste. Beim Leisten und zum Verschließen auf einem Tisch oder in einem Schrank eingerichtet. Nr. 1 2 3 4 5 6 7

Preis M. 11,00 12,00 15,00 21,00 27,00 35,00 44,00 Preiscontant gratis u. franco.

C. Demloose 4 M. bei A. Busch, Berlin, Molkenm. 14. (Porto 15 Pf.)

STOLLWERCK SCHE LIEFERANTEN DES KAISERS CHOCOLADE & CACAOS DER KAISERIN U. DES KRONPRINZEN 17 19 Städte Deutschlands käuflich. Köln, Gebr. Stollwerck, Kaiserl. königl. grossherzogl. etc. Hoflieferanten.

Cotillon. Gegenstände, Touren, Orden, Mützen, Attrappen etc., empfiehlt die Fabrik von Gelbke & Benedictus, Dresden. Illustrirte Preiscontante gratis und franco.

In zweiter Auflage Die Grandidiers. Roman aus der französischen Kolonie von Julius Rodenberg. 3 Bände. Preis broschirt M. 10. —; fein gebunden in Ganzleinwand mit Goldprägung M. 13. — Zum zweiten Male treten „Die Grandidiers“ vor das deutsche Publikum; diesmal aber nicht als ein neues Buch, sondern als ein solches, welches den Weg zu zahlreichen Herzen bereits gefunden hat.

Die Maschinenfabrik von Vaass & Littmann, Halle a/S. empfiehlt ihre patentirten Eismaschinen zur Erzeugung von kristallklarem Eis bis 1000 Kg. per Stunde, zur Erzeugung kalter Luft, um Räumlichkeiten abzukühlen, zur Kühlung von Flüssigkeiten. Mineralwasser-Apparate zur Erzeugung aller Mineralwasser, moussirenden Getränke und Weine, ferner Wasserpumpen und Dampfmaschinen. Prämirte auf allen grösseren Ausstellungen. Illustrirte Preis-Courante auf Anfragen gratis.

Schreibliche. Dr. H. Vogt's Patent, für Kinder und Erwachsene. Von ersten Autoritäten und Berichten als das Beste in diesem Zweige anerkannt. Prospekt und Preiscontant gratis und franco. 408 W. Becker, Hamburg, Bei den Pumpen 12.

Julius Herfig, Fonds- u. Lotterie-Geschäft, Hamburg. 146 Text: „Und wiederum hat Herfig Glück!“ — Prospekt gratis und franco.

Komplete lange Pfeifen mit Weichrohr und Kernspitze 36" lang, pro 1/2 Duk. 4. 9. unech. 4. 50. Geirndheitspfeife 1/2 Duk. 4. 6. Feinste Auswahl langer Pfeifen und Cigaretten-Schalen. M. Schreiber's Pfeifenfabrik, Riederwiesing 4. Weien. 323

Erwerbs-Katalog für Jedermann gratis. 207 Wih. Schiller & Co., Berlin O. Populäres Votivtechnikum. An Wiederverkäufer versende alle Sorten Taschenuhren zum Engrospreis. Uhrenbestandtheile und das Ginzeln derselben besorgt 406 Gd. Giedler jun., Rauschen (Bayern).

Russischer Frostbällam und russische Frostbälle, das sicherste und bewährteste Mittel zur Beseitigung von Frostbeulen und aller Frostschäden empfindet die Hölzer, resp. Aeste zu 1 M. Radlauer's Botte Apotheke in Josen.

WIE stillt man d. Ausfallen d. Haare sofort? besorgt man abnorme Rötze d. Nase? Wiesenkaufst. Abh. 20. J. d. Verlag. Union, Dresden.

Rheumatisma-Geschwämme, Nerven, Rheumatisma, Nervenschmerz, etc. heilt: Dr. Rosenfeld, dirigirter Arzt in Berlin W., Friedrichstr. 189. Auch briefl. Heilbericht über d. sehr günst. Erfolge gratis. Für Männer jeden Alters sehr wichtig! Erkennung, Kerzliche begünstigt und empfohlen. Prospekt, sowie Prospekt verfährt franco verschlossen gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken Generalagent Bujatti in Nürnberg. 361

Der Haarschwund. Ärztlicher Rathgeber bei allen Krankheiten der Haare, sowie der Kopfhaut. Anatomische, physiologische und pathologische Beobachtungen am menschlichen Kopfe des gesunden u. krankhaften Zustandes. Text, deutsche u. französische Ausgabe, nebst kosmetischen Rezepten, 130 Seiten ist gegen Rotourmarko gratis-franco zu beziehen vom Verfasser. Edm. Buhlig in L.